



Pikante und heitere
Blätter.

Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. = 90 Pfenn. &



Aur Muth!

Novelle von M—t.

Wie sie es am vorhergehenden Tage angekündigt hatten, trafen Madame Park und ihre hübsche Nichte Helene, in sehr geschmackvolle Herbst-Toiletten gekleidet, kurz vor der Fausse im Schlosse Friedau zu vierundzwanzigstündigem Aufenthalte ein.

Nach den ersten Begrüßungen, den Küffen und Händedrücken nahmen diese Damen sich kaum so viel Zeit, um durch die Salons zu laufen und zogen sich sogleich in die ihnen zugewiesenen, unmittelbar neben einander gelegenen zwei Zimmer zurück: genannt der „blaue Salon“ und das „Affenzimmer“,

letzteres deshalb so, weil die Seidentapete im Style Louis XV. eine Menge kleiner Aeffchen zeigte, die da ihre Spiele trieben.

Als die Damen sich eingeschlossen hatten, kehrte die Schloßfrau, Baronin Alhtzen, wieder nach dem Billardzimmer zurück, wo die Herren versammelt waren, und sagte diesen, indem sie Platz nahm:

— Nun, meine Herren, wie denken Sie von diesen Damen?

Auf diese Frage antworteten Alle mit derselben Geberde schmeichelhaften Gefallens und Rittmeister von Campi fügte hinzu:

— Es wäre wahrhaftig der Mühe werth!

Alle verstanden ihn, ohne erst fragen zu müssen, was da der Mühe werth wäre. Die Baronin, die das Muster aller Schloßfrauen war und deren wunderbarer Takt auch die gezwungene Rücksicht für gewisse freie Reden ihrer männlichen Gäste besaß, sagte nach einer Weile zu dem Rittmeister, der sich auf seinen langen Beinen wiegte:

— Was soll Das heißen? Ich hoffe, Sie tragen sich nicht mit häßlichen Absichten?

— Mit sehr häßlichen, Baronin.

— Bei mir?

— Ja, bei Ihnen; das wird sogar eine Würze mehr sein.

— Schweigen Sie! Und wem gelten diese sträflichen Pläne? Doch nicht der Miß Helena?

Campi schlug die Augen nieder.

— Oh, niemals! sagte er. Ich denke nur an Madame Parck. Es wird auch an Miß Helena die Reihe kommen, in einem andern Schlosse und mit einem andern Rittmeister . . .

Alle Anwesenden waren entrüstet über diese Reden; die Baronin hielt es für passend, eine gekränkte Miene zu zeigen und fragte in geängstigtem Tone:

— Was wollen Sie thun, Campi?

— Das ist ganz einfach. Binnen einer Stunde werde ich aus meinem Zimmer ausziehen und in das kleine rothe Zimmer übersiedeln, welches an dasjenige der Damen stößt; noch vor dem Diner werde ich die Schlösser ihrer Thüren abschrauben, damit sie nicht im Stande seien, sich einzuschließen; ich werde den Rest des Tages über von ausgelassener Heiterkeit sein, werde an der Seite der Madame Parck riesig zu Mittag essen; nach dem Diner werden wir ein Lotto-Spielchen veranstalten, ich werde mich mit Mme. Parck verbinden und wir werden alles Geld gewinnen, das es im Schlosse gibt. Gegen Mitternacht wird alle Welt schlafen gehen und es wird Finsterniß herrschen auf Erden und im Himmel. Sodann werde ich, Rittmeister Campi, von ein Uhr angefangen bis zu einer Stunde, die ich jetzt noch nicht bestimmen kann, die Aeffchen auf den Tapeten der Mme. Parck sehr in Erstaunen setzen. Das ist Alles!

Die Baronin schwieg. Der dicke Westenhorst, der den größten Theil des Jahres auf seinem benachbarten Landgut zubringt und der bisher noch kein Wörtchen gesagt hatte, erhob jetzt seine laute, gemüthliche Landjunker-Stimme und sprach:

— Was erzählen Sie uns da, mein Lieber? Nein, Das werden Sie nicht thun; Sie werden es nicht wagen und werden es nicht können. Das wäre doch gar zu schnell; bedenken

Sie, daß die Damen morgen das Schloß wieder verlassen. Ach, die Herren Offiziere bilden sich gar zu viel ein! . . .

— Mit Ihnen rede ich nicht, entgegnete Campi, denn Sie haben mir gestern 500 Mark im Lotto abgewonnen.

Dann drehte er sich seiner Gewohnheit gemäß auf den Stiefel-Absätzen herum und sang nach der Melodie des Abschiedsliedes des Trompeters von Säckingen: „Wir werden leben . . . und wir werden sehen . . .“

Westenhorst zuckte mit den Achseln und antwortete ihm nicht weiter. Im nächsten Augenblicke traten übrigens die beiden Damen in den Salon, bekleidet mit ihren neuen hellen Roben zum Diner, frisch und duftig, und mit einer Miene, aus welcher ganz deutlich die Frage abzulesen war: „Nun, sind wir nett?“

Mme. Parck wurde augenblicklich vom Rittmeister Campi in Beschlag genommen, den sie übrigens seit langer Zeit kannte und mit dem sie ehemals ein kleinwenig kokettirt hatte.

Westenhorst hingegen hielt sich aus Höflichkeit an Miß Helena, die er in einen Winkel geleitete, wo sie sich niederließen, um zu plaudern. Die Damen waren eben von einer Amerikareise zurückgekehrt und man sprach dann von Amerika.

— Was ist das für ein Land, mein Fräulein? Gefällt es Ihnen? Würden Sie gerne dort leben? Welche Eindrücke bringen Sie von diesem Volke mit, das bald zu sehr gelobt, bald zu sehr getadelt wird?

Miß Helena erwiderte ziemlich schüchtern:

— Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin sehr wenig Blaustrumpf; ich habe Land und Leute dort drüben beobachtet, ohne daran zu denken, daß ich darüber geschriebene oder gesprochene Schilderungen zu liefern haben würde.

Westenhorst, der in seiner ehrlichen Provinzseele den Glauben an mädchenhafte Scheu und Unschuld noch nicht eingebüßt hatte, begnügte sich mit dieser Antwort. Er vermied es, mit zärtlichen Blicken und romantischen Phrasen zu arbeiten. Man sprach ganz einfach von den Eisenbahnen, von der elektrischen Beleuchtung, den großen Bränden, dem riesigen Schweinehandel und dergleichen prosaischen Dingen, bis die Dinerglocke läutete.

Inzwischen hatte Campi einen Karabiner ergriffen und sich in Gesellschaft der Madame Parck auf die Terrasse des Schlosses begeben, wo er mit erstaunlicher Treffsicherheit alle Platanenblätter durchschloß, die sie ihm mit dem langen Schaft ihres Sonnenschirmes bezeichnete. Er war denn auch ganz entzückt von seinem Erfolge und kam aufgeräumter und unternehmender denn je nach dem Speisesaal. Er kam bei Tische zwischen Madame Parck und Miß Helena zu sitzen und die Letztere hatte zu ihrer Rechten Westenhorst, welcher, zum sichtlichen Mißvergnügen Campi's, sich während der ganzen Tischzeit sehr auffällig um die schöne Wittwe bemühte, ihr seine ganze Sorgfalt widmete, viel zu trinken einschenkte und einmal sogar das Glück hatte, ihren Fächer vom Boden aufheben zu dürfen. Trotz der Anstrengungen, welche der Rittmeister machte, um die ausschließliche Aufmerksamkeit der Madame Parck für sich in Anspruch zu nehmen, gelang es Westenhorst hie und da einige kurze, sehr angenehme Gespräche mit der verführerischen Frau zu haben, wobei er sich keineswegs ungeschickt benahm, denn er war weit entfernt, ein Einfaltspinsel zu sein.

Unter seiner Hülle eines Landjunkers und Jägers barg sich eine sorgfältige Erziehung, die sich einstellte, so oft er ihrer bedurfte, Bildung und ein gesunder Sinn, und schließlich eine gewisse Schüchternheit, linksche Unterwürfigkeit vor der Schönheit und Anmuth. Als man sich von der Tafel erhob, stand Westenhorst sehr erheblich unter dem Eindrucke des seltsamen Zaubers, welchen Madame Parc um sich verbreitete mit ihrer schlanken und runden Taille, den schönen Linien ihrer vollen Schultern, ihren großen, braunen Augen und ihrem zarten Gesichte mit den keuschen und zugleich munteren Zügen.

Miß Helena war ebenfalls hübsch und jugendlicher, hatte aber gewiß nicht den verführerischen Reiz ihrer Tante.

Der Abend nahm einen sehr heiteren Verlauf. Bis Mitternacht wurde mit großer Lust und Ausdauer Lotto gespielt. Campi und Westenhorst waren stark im Verlust und trösteten sich im Stillen mit dem bekannten lächerlichen Sprichworte, das gar nichts bedeutet.

Endlich schlug die Stunde, schlafen zu gehen. Die Gäste beiderlei Geschlechtes fanden sich, mit dem Leuchter in der Hand, auf dem Flur des ersten Stockwerkes ein, um sich da gegenseitig gute Nacht, angenehme Träume und dergleichen mehr zu wünschen. Campi küßte der Madame Parc die rechte Hand, Westenhorst die linke; Miß Helena empfing mit einem graziosen Lächeln ihre „Gute Nacht“-Wünsche und dann entfernten sich die flackernden Kerzen nach allen Richtungen durch die Gänge; die Thüren wurden geöffnet und wieder geschlossen; alle Welt war zuhause.

*

In seinem Zimmer angekommen ließ sich Westenhorst in einem Fauteuil nieder und verharrete da eine geraume Weile in Gedanken. Dann erhob er sich, schob den Fenster-Vorhang beiseite und blickte nach dem gestirnten Himmel. Hierauf begann er mit seinen Schritten das Zimmer nach der Länge und Breite zu messen; endlich bereitete er sich ein Glas Zitronenwasser, das er auf einen Zug austrank. Und nun setzte er sich wieder. Er befand sich augenscheinlich in großer Erregung. Als er Nachmittags die gekennte und zuversichtliche Aeußerung Campi's gehört, hatte dies einen großen Aufruhr in seiner Gedankenwelt hervorgerufen. Dieser Eroberungszug nach Hufaren-Manier schien ihm nicht bloß ungeheuerlich, sondern auch kindisch und undurchführbar. Der Anblick Derjenigen, welche der unbewusste Gegenstand dieses Planes war, steigerte nur noch seine Verwirrung; wenn er dieses liebliche Geschöpf betrachtete, schien es ihm skandalös, daß sie der Einsatz in einer solch' schamlosen Wette sein sollte, und der Gedanke, daß es Campi durch irgendwelche Künste oder durch die Gunst der Umstände gelingen könnte, sein Ziel zu erreichen, versetzte Westenhorst dermaßen in Aufruhr, daß er seine Fassung nicht wiederfinden konnte. Er war wie ausgewechselt; ein Taumel hatte sich seiner bemächtigt und durchdrang seinen Geist, sein Herz, seine Sinne. Allerlei romantische Visionen gaukelten vor seinen Augen: das Ersteigen von Mauern, Zerbrechen von Schlössern, Einschlagen von Thüren schien ihm etwas Gewöhnliches, Alltägliches. Kurz: die zauberische Amerikanerin hatte ihn in Gährung gebracht; er schäumte und schäumte; die Vernunft schwand und in einer Art Hellschuldung sagte er sich, daß wenn dieser Taumelzustand

sich noch verschlimmern würde, er nicht länger an sich halten könnte und die Pfropfen von selbst losgehen müßten. Ueberdies hatte dieser Campi ihn gereizt. Warum sollte er, der Hufaren-Rittmeister, leichter reussiren, als ein Bürgerlicher, als er, Westenhorst? Allerdings haben die Frauen eine Schwäche für zweierlei Tuch; aber, mein Gott! bei Nacht sind alle — Hosen grau. Und wahrhaftig! er war seiner selbst nicht mehr Herr. Er schwor sich, daß er der letzte der Edelleute wäre, wenn er nicht versuchte, was der Rittmeister hatte versuchen wollen. Er wird in das Zimmer der Madame Parc eindringen und ist er erst einmal da, dann wird er Alles wagen, was unter solchen Umständen zu wagen erlaubt oder verboten ist. Aber wie, wenn er unterwegs dem Campi begegnen würde? Ei, dann umso schlimmer! Er wird ja sehen. Die Würfel waren gefallen! Er blies seine Kerze aus, schlich auf den Korridor hinaus, erreichte die Thüre des Affenzimmers, in welchem Madame Parc ruhen mußte, legte die Hand an die Klinke, trat muthig in das dunkle Zimmer ein und schloß die Thüre.

*

Man beeile sich nicht, den dicken Westenhorst allzu streng zu beurtheilen. Nichts ist logischer und natürlicher als sein Betragen. Er handelte in diesem Falle mit der Unbesonnenheit und Dreistigkeit jener Männer, für welche die Liebes-Abenteuer eine Seltenheit sind. Die Statistik, für die es ja keine Geheimnisse gibt, lehrt uns, daß es sehr häufige Fälle gibt, in welchen sonst schüchterne und keusche Männer sich zu Nothzuchts-Akten hinreißen lassen, auf die Gefahr hin, hinterher vor Scham zu vergehen . . .

Der dicke Westenhorst, als er zwei Stunden später sich wieder nach seinem Zimmer tastete, dachte nicht daran, vor Scham zu sterben. Er war im Dunkeln gut aufgenommen und gut behandelt worden. Von den lieblichsten Erinnerungen gewiegt schlief er ein.

Erst am andern Morgen ermaß er den vollen Ruhm seines Triumphes; zugleich fühlte er in seinem Herzen eine leise Regung der Mißachtung für die Amerikanerin. Aber er ließ sie nichts davon merken; er näherte sich ihr, als ob nichts geschehen wäre. Sie besaß augenscheinlich sehr viel Takt und Erfahrung in Reise-Erlebnissen; denn auch sie spielte ihm gegenüber die völlig „Unbewusste“. Miß Helena hingegen war blaß und schaute ihn wiederholt mit vorwurfsvoller Miene von der Seite an. Vielleicht hatte sie durch die Zwischenwand etwas gehört? Oder hatte irgend eine Unvorsichtigkeit der Tante ihr verrathen, wie diese die Nacht zugebracht? Westenhorst fand nicht Zeit, diese Frage zu ergründen, denn die rasche Abreise dieser Damen riß ihn aus seinen Gedanken. Als ihr Wagen in der großen Allee verschwunden war, kehrte er mit den übrigen Gästen in den Salon zurück, noch völlig verblüfft von der blitzartigen Raschheit dieser Eroberung, von der Ruhe, mit welcher seine „Freundin“ ihm Adieu gesagt hatte, und von der entrüstungsvollen Energie, mit welcher Miß Helena ihm die Hand gedrückt hatte. So weit war er mit seinen Gedanken gekommen, als er, die Augen erhebend, den Rittmeister Campi bemerkte, der mit sehr niedergeschlagener Miene die Spitzen seiner Stiefel zu betrachten schien. Er schickte sich an, den Rittmeister um den Grund seiner Traurigkeit zu

fragen, obgleich er, der Boshafte, diesen Grund ja sehr wohl kannte. Doch die Baronin Ahlzen kam ihm zuvor.

— Nun, Campi, nachdem die Damen fort sind, können Sie es wohl gestehen, daß Sie durchgefallen sind?

— Ja, ich bin durchgefallen, erwiderte der Rittmeister; ich konnte in das blaue Zimmer nicht eintreten.

— In das Affenzimmer wollen Sie sagen? unterbrach ihn Westenhorst.

Worauf die Baronin entgegnete:

— Aber nein, Westenhorst, das Affenzimmer gehörte ja der Miß Helena.

*

Noch drei Monate später, als er längst nach seinem Schlosse zurückgekehrt war, fragte sich Westenhorst, wie es möglich war, daß er nicht ohnmächtig zu Boden sank, als er erfuhr, daß er ein junges Mädchen verführt hatte, das in seiner Unschuld die Thüre zu schließen vergessen hatte. Was mußte sie sich denken? Ihre große Ueberraschung erklärte bis zu einem gewissen Grade das Stillschweigen, welches sie in dieser dunklen, verhängnißvollen Nacht beobachtet hatte. Darum also hatte sie am andern Morgen ihn mit jener zurückhaltenden Scheu betrachtet! darum also hatte sie beim Abschied ihm die Hand gedrückt! Dieser stumme, verschämte Gruß wollte besagen: „Vergessen Sie nicht! Ich zähle auf Sie! ich erwarte Sie! Sie müssen Ihren Fehltritt gutmachen!“ Gutmachen: das war eine schwere Sache! Sie gehörte nicht zu seinen Gesellschaftskreisen und war als Gattin gar nicht nach seinem Geschmack. Und doch mußte es geschehen! Die Pflicht gebot es. Den unverzeihlichen Schritt mußte er mit seiner Person vergelten, — Dies war eine Ehrenschild. Wer kann übrigens behaupten, daß das Eheglück ihm da versagt wäre? Ja, er wird für seine Rechtschaffenheit gewiß belohnt werden. Die gewöhnlichen Ehen sind nicht immer die gelungensten. Alles in Allem war ja die Kleine nicht von schlechter Familie; ihre Tante war eine sehr anständige und tugendhafte Dame, da sie vor dem Rittmeister ihre Thüre verschlossen hatte. Und sie selbst? . . . Mein Gott, sie war nicht strafbar! Sie hat vielleicht anfänglich an einen Scherz geglaubt, an einen ländlichen Spaß, ohne sich über die Tragweite der Sache genau Rechenschaft geben zu können. Nur so erklärt sich ihre Fügbarkeit. Er war entschlossen: er wird um die Hand der Miß Helena anhalten, und wenn sie erst verheirathet sind, wird sie ihm schwören müssen, während seiner Abwesenheit ihre Thüre zur Nachtzeit geschlossen zu halten.

Er schickte sich an, am folgenden Tage nach Arco abzureisen, wo Miß Helena mit ihrer Tante den Winter verbrachte, als er mitten im Packen seiner Koffer einen gedruckten Brief erhielt, welcher folgendermaßen lautete: „Madame Parck beehrt sich, Ihnen die bevorstehende Vermählung ihrer Nichte, Miß Helena Schmidt, mit Herrn Paul Troller, zur Kenntniß zu bringen. Die Trauung wird am 4. Dezember l. J. in Arco stattfinden.“

Anstatt bei Empfang dieser Nachricht einen Freudenprung zu machen, ward Westenhorst, eine ehrliche und gerade Seele, von tiefer Trauer ergriffen. Er konnte es dem jungen Mädchen nicht verzeihen, daß es ihm die Genugthuung benahm, seinen

Fehler gutzumachen. Sie überließ ihn seinen Gewissensbissen und ahnte nichts von seiner Liebe. Denn er liebte sie jetzt; seitdem er sich entschlossen hatte, sie zu seiner Frau zu machen, betete er sie an. Wenn sie noch die Wahl hätte zwischen ihm und diesem Troller, würde er begreifen; aber nein, sie ließ ihn fahren, ohne auch nur abzuwarten, daß er seine Bewerbung anbringe. Das konnte er nicht verwinden. Er mußte sie auffuchen, mit ihr sprechen.

Noch am nämlichen Abend reiste er nach Arco ab.

Der arme Junge kam zu spät. Er hatte mit Miß Helena eine zweistündige Unterredung, aber sie wies ihn hartnäckig ab. Seine Reue, seine Bitten, seine Thränen, sein Liebesgeständniß: Alles war vergebens. Und als er in seiner äußersten Verzweiflung ihr sagte: „Dieser Herr Troller wird doch merken, daß Sie — kein junges Mädchen mehr sind“ — da antwortete sie ihm mit bewunderungswürdiger Ruhe: „Ach, haben Sie es denn bemerkt?“

Cherchez la femme.

Die Dummen haben oft das meiste Glück bei den Frauen, weil diese vor den Leuten mit Geist auf der Hut sind.

*

Die Frauen begreifen erst das Leben, nachdem sie geliebt haben.

*

Am besten gefällt den Frauen jener Mann, der ihre Schwächen zu Tugenden erhebt.

*

Einmal lieben, das genügt; reich heirathen jedoch kann man öfter.

Don Jago.

*

Die wilden Ehen sind oft die zahmsten und die zahmen oft die wildesten.

*

Ein Mann, der niemals geliebt hat, verdient kein besseres Schicksal, als zu — heirathen.

*

Die wenigsten Frauen begnügen sich mit den Rechten, die man ihnen einräumt, sie wollen auch noch — Vorrechte haben.

*

Es gibt auch Frauen, welche nicht widersprechen, sobald man ihnen schöne Unwahrheiten sagt.

*

Manche Frau wünscht ein Leid herbei, nur um einen Tröster zu bekommen.

*

Ober bewundert eine Frau zehn Männer, als eine einzige Frau.

Germanicus.



Olympia's Schrecken.

Von Armand Silvestre.

Es ist eine nicht hinweg zu leugnende Thatsache, daß Olympia, die schöne Pächterin, die letzte Nacht mit einem Andern als ihrem Gatten geschlafen hat. Und das Schlimmste aus dem Gesichtspunkte der Moral ist dabei die andere Thatsache, daß sie an diesem Irrthum in der Person ein großes Vergnügen fand und daß dieses Vergnügen von Herrn Léon getheilt wurde, dem künftigen Erben des Schlosses Gimblettière, einem Jüngling von 20 Jahren, der zu keinerlei Hoffnungen berechtigte, dagegen schon jetzt sehr geschickt war in der Kunst, Hahnreie zu machen; einer jener Tölpel, welche von den Frauen geistreich gefunden werden, weil die Frauen den Geist des Mannes nicht in dessen Gehirn suchen.

Herr Léon — Dies muß gesagt werden — besaß übrigens Alles, was in vortheilhafter Weise den Geist ersetzt für Diejenigen, die keine Freunde des angenehmen Plauderns sind.

Und wie war Herr Léon in das Bett der Frau Olympia gekommen? Ganz einfach so, daß ihr Mann, Herr Minot, nach der Stadt gegangen war, um daselbst an einem Festmahl theilzunehmen, welches der Abgeordnete des Bezirkes seinen Wählern gab. Herr Minot wollte von dem Festmahl erst am folgenden Tage zurückkehren. Dies war keine List von ihm; er war einer solchen unfähig. Ueberdies besaß Herr Minot einen großen Hund namens Duc, dem er die Sorge überließ, seinen runden Säckel und sein noch runderes Weibchen zu bewachen. Allein, er hatte dabei jener Vorliebe vergessen, welche selbst die wildesten Hunde für die wohlgekleideten Leute haben. Duc, der zwanzig Blousenmänner zerrissen haben würde, empfing Herrn Léon mit einem schmeichelhaften Grunzen, als wollte er sagen: „Ist das ein eleganter Bursche!“

Mitternacht war eben vorüber, als das laute Gebell des Hofhundes die beiden Liebenden erbeben machte. Gleichzeitig vernahm man das vertrauliche Knirschen eines Schlüssels im Schlosse der Gartenpforte. Gleich darauf wurden draußen Tritte hörbar.

— Mein Mann! mein Mann! schrie Olympia schier wahnsinnig vor Schrecken. Verbergen Sie sich!

— Wo denn? heulte Herr Léon, der vom Bette gesprun-

gen war, und seine Kleider in den Händen haltend, verzweifelt durch das Zimmer rannte.

— Unter dem Bette! hauchte die sträfliche Gattin halbtodt.

Zugleich blies sie die Lampe aus und verbergte ihr Haupt unter den Bettdecken.

Im nächsten Augenblicke wurde die Thüre geöffnet.

— Alle Wetter, kein Streichhölzchen zu finden! brummte Herr Minot, indem er einen Augenblick die Thüre offen ließ.

*

Die Kerze brannte jetzt wieder. Herr Minot hatte sich langsam ausgekleidet, wie ein wohlzogener Mann, der seine Frau nicht aus dem Schlafe wecken will. Olympia that nämlich als ob sie schlief; — aber welche Angst marterte sie in Wirklichkeit!

— Armer Léon! dachte sie; — wie soll ich ihn befreien?

In dem Augenblicke, als ihr Gatte den entweihten Altar der legitimen Liebe erstieg, ward unter demselben ein wiederholtes, leises Geräusch vernehmbar; es war, als würde mit einem harten Gegenstande auf den Fußboden geschlagen.

— Komm, komm, mein alter Duc, sprach der Pächter liebevoll; und als er sah, daß seine Frau (welcher diese Bemerkung einige Zuversicht einflößte) endlich die Augen aufschlug, küßte er sie und sagte ihr:

— Hörst Du, wie das brave Thier vor Freude mit dem Schweife trommelt?

— Armer Léon! dachte Olympia in ihrer Angst. — Und sie fügte mit lauter Stimme hinzu:

— Ei, Herr Minot, was führt Sie denn zurück und drängt Sie, mich im Schlafe zu stören?

— Die Liebe, mein Weibchen, erwiderte mit seiner einschmeichelndsten Stimme der galante Gatte.

Und indem er so sprach, schob er seinen Arm unter den reizenden Nacken seiner Frau und suchte mit der andern Hand sie zu umfassen. Olympia wußte schon, was diese Pantomime zu bedeuten habe. Der kalte Schweiß trat ihr auf die Stirne. Sollte sie dem armen Léon eine solche Marter auferlegen? Ihre Liebe und ihre Schamhaftigkeit empörten sich gleichmäßig gegen einen solchen Gedanken.

— Können Sie an Derlei denken, Herr Minot? fragte sie mit einem gezwungenen Lächeln.

— Gewiß, ich denke daran, erwiderte Minot.

Und als er sich ihr noch mehr näherte, war ein Zweifel nicht mehr möglich: er dachte sehr stark daran.

Was war zu thun? Sie mußte sich fügen, da es noch kein Gesetz gibt, welches den Frauen gestatten würde, unter ähnlichen Umständen sich — nicht zu fügen. Allein die im Grunde zarte Natur Olympia's lehnte sich gegen diese legalen Liebesungen in einem solchen Momente auf. Kaum hatte sie dieselben überstanden, als ein zweites schmerzliches Wimmern, einem leisen Vorwurfe nicht unähnlich, unter dem Bette her zu vernehmen war. Olympia glaubte, ihr Herz müsse brechen.

— Unglücklicher Léon! dachte sie. Wie grausam er leidet! Und wie er dennoch, um mich zu retten, seine Rolle zu Ende spielt! Jetzt weint er gar wie ein Hund!

— Ruhig, Duc! rief Herr Minot seinerseits, oder ich jage dich hinaus. Was hat die Sache dich zu kümmern?

*

WEIHNACHTS-Geschenke.



— Was nützt mir die Uhr, Nathan? ich weiß doch nie, wie viel es geschlagen hat . . .

— Das Portrait des Grafen in Brillanten. Prachtvoll! — Wissen gnä' Fräul'n auch sicher, daß es für Sie bestimmt ist?

Eine Bescherung, wie wir sie jedem Leser des „Caviar“ wünschen.

— Was soll ich Ihnen schenken, Mitzchen?
— Dem heutigen Abend, mein Süß, indem Sie mir ihn freigeben.

— Warum so betrübt, Else? Hat das Christkind sich nicht gut eingestellt?
— Ach, nur zu gut! Es kam auf dem Rücken des Klapperstorchs daher! . . .

— Was soll mir das kleine Briefchen, Dienstmann?
— Nehmen Sie's nur, Fräul'n, da kann noch was Großes dabei herauskommen!

Linell

Klarz G. et.

— Ruhig, ruhig, Alter! fuhr Herr Minot fort, der seinen Plan glücklich zu Ende geführt hatte. — Und wie es seine Gewohnheit war, streckte er die Hand zum Bette hinaus, um sie den Liebkosungen des Hundes zu überlassen.

Ein leises, schleckendes Geräusch drang ganz deutlich an die Ohren Olympia's.

— Was die Hunde für eine feine Zunge haben, meinte Herr Minot in seiner sententiösen Weise.

Olympia aber glaubte, ihr müsse übel werden.

— Oh, das ist wunderbar! sagte sie sich leise; die Ergebenheit bis zu diesem Grade getrieben wird zur Feigheit.

Und sie blies wüthend die Lampe aus, wie Eine, die einen Abscheu hat gegen die Menschheit und nichts mehr sehen will.

— Gute Nacht, mein Weibchen!

Und der Pächter drückte einen lauten Schmatz auf die Wange der Unglücklichen.

Doch Olympia konnte nicht schlafen. Wie soll Das enden? Wird ihr Mann nicht einen Augenblick aufstehen und ihr so ermöglichen, Léon zur Flucht zu verhelfen? Aber nein; er schnarchte schon; er schnarchte mit der Beharrlichkeit eines Menschen, dessen Gewissen ganz in Ordnung ist. Sie aber litt schreckliche Gewissensbisse; sie dachte an ihn, der in ihrer Nähe, sozusagen unter ihr lag, zum Stillschweigen verdammt, zusammengekrümmet, in menschenunwürdiger Lage, er, der noch vor zwei Stunden in ihren Armen ruhte, von ihren süßesten Liebkosungen gewiegt!

— Nach Allem, was er schon geleistet hat, sagte sie sich, ist er im Stande, ohne ein Wort der Klage zu sterben.

Dieser Gedanke erschreckte sie dermaßen, daß sie einen leisen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Eine plötzliche Bewegung unter dem Bette war die Antwort darauf, zugleich vernahm man das Geräusch eines vollen Gefäßes, das umgestürzt wurde.

— Verdammter Hund! schrie Herr Minot, jäh aus dem Schlafe auffahrend, — dafür sollst Du büßen!

*

Und nun gab es eine unbeschreibliche Scene. Der Pächter war vom Bette gesprungen und hatte einen hinter dem Ofen stehenden Stock ergriffen; was, einen Stock? ein Knüttel war's, mittelst dessen man mit einem einzigen Hieb einen Menschen zerschmettern konnte, wie eine Auz.

Olympia war ebenfalls vom Bette gesprungen, klammerte sich an sein Hemd, rutschte auf den Knien vor ihm und flehte: Gnade! Gnade!

Die treffliche Frau wollte lieber sterben, als Léon tödten lassen.

In Folge eines verhängnißvollen Zufalles ward das dunkle Zimmer plötzlich durch einen breiten Strahl Mondlichtes erhellt. So war denn Alles verloren! und die Stunde der Abrechnung hatte geschlagen!

— Gnade! Verzeihung! schrie das arme Weib, indem es verzweifelt die Hände um den behaarten Arm des Pächters flocht.

— Was willst Du denn eigentlich? rief der Pächter zu ihr gewendet. . . Doch, Du hast Recht; ich bin zu sehr im Zorne; jage Du selbst ihn hinaus.

Seine jetzt ruhigere Stimme gab der Unglücklichen ihre Fassung wieder.

— Dank! stammelte sie. Aber legen Sie sich vorher wieder ins Bett.

— Da hast Du wieder Recht, fuhr der Pächter gemüthlich fort, indem er sich wieder auf die Matratzen fallen ließ.

Allein, noch war nicht Alles gerettet! Wohl war es jetzt möglich, die Thüre zu öffnen und, von Minot ungesehen, Jemanden hinauszulassen, der auf allen Vieren kriecht; allein, eine ungeschickte Bewegung konnte Alles verderben.

Olympia öffnete die Thüre und rief mit zitternder Stimme:

— Duc! Duc! Marsch hinaus!

Und sie hielt einen Flügel ihres Hemdes wie einen Vorhang vor das Bett, während sie mit der andern Hand gleichsam eine Stütze darbot, damit er aus seiner schwierigen Lage herauskömme. Doch welche Ueberraschung! Anstatt Léon's sah sie Duc, den wirklichen Duc, mit eingezogenem Schweife hinauslaufen.

— Sie waren zu Zweien, dachte sie sich.

Und alle Vorsicht vergessend schaute sie unter das Bett. Nichts, absolut nichts, als das zerbrochene Gefäß.

Die Sache war ganz einfach. Léon, der sein Handwerk verstand, war, die Dunkelheit benützend, anstatt unter das Bett zu kriechen, wie Olympia ihm einfältiger Weise gerathen hatte, zur Thüre hinausgeschlichen, welche der Pächter einen Augenblick offen gelassen hatte, um ein Zündhölzchen zu suchen; Duc aber hatte ebenfalls die offene Thüre benützt, um hinter seinem Herrn ins Zimmer zu kommen und sich unter dem Bette zu lagern.

Von dieser ganzen Begebenheit war dem Pächter nichts Anderes im Gedächtniß geblieben, als die große Liebe seiner Frau für die Thiere; und er konnte es sich nicht versagen, die Sache dem Abgeordneten des Wahlbezirktes mitzutheilen. Der Abgeordnete war von der mitleidsvollen Theilnahme Olympia's für den armen, bedrohten Duc dermaßen gerührt, daß er über dieses Vorkommniß einen Bericht an die Thierschutz-Gesellschaft erstattete, welche der schönen Pächterin eine silberne Medaille und 50 Franken als Belohnung widmete. Herr Léon, als Ehrenmitglied des Vereins, hatte die Freude, in Frack und weißer Kravate seiner Freundin die wohlverdiente Auszeichnung zu überreichen.

Was ist das Weib?

Das Weib ist ein dem Manne unentbehrliches,
 Durch seine verlockenden Reize gefährliches,
 Dem Schöpfer der Welten viel Ehre machendes,
 Ueber die blödesten Witze gern lachendes,
 Nach sinnlicher Liebe sehr frühe verlangendes,
 Am Mund' des Geliebten mit Vorliebe hangendes,
 Die plastischen Reize geschickt imitirendes,
 Den Gatten gelegentlich hinter's Licht führendes,

Für Dienste der Liebe Geschenke annehmendes,
 Mit zweierlei Tuch in der Nacht häufig schlemmendes,
 Aus Eitelkeit falsches Gebiß gerne tragendes,
 Nach Wohlstand und Ehre und Liebhabern jagendes,
 Den Männern gar himmlische Lüfte gewährendes,
 Beim Küssen, Umarmen sich sehr selten wehrendes,
 In zierlichem, durchsicht'gem Hauskleid begehrlisches,
 Mitunter ein unwiderstehliches, herrliches,
 Mit feinen oft schelmischen Aeuglein einladendes,
 Die Gurgel in Bier und Champagner sich badendes,
 Als Backfisch schon üppig und allerliebft seiendes,
 Auf Nebenbuhlerinnen Gift und Gall' speiendes,
 Auf dem Sopha behaglich Bigaretten rauchendes,
 Für manche Passionen viel Gulden verbrauchendes,
 Bei Regen die Röcke nicht ohne Grund aufhebendes,
 Nicht ungerne in wilder Ehe oft lebendes,
 Bei vielen Absichten den Zweck schnell erreichendes,
 Als alternde Schachtel einer Mitter stark gleichendes
 Wesen.

P. G. Gutkaisz.

Colettens Triumph.

Von Catulle Mendès.

I.

Ach Lila, Liletchen, hüpf mir an den Hals, küsse mich, beglückwünsche mich, beneide mich. Ich bin glücklich, ich bin närrisch und ich glaube, daß noch niemals ein Weib so sehr zufrieden mit sich selbst gewesen, wie ich es mit mir bin!

So sprach Colette und dabei lief sie im Zimmer umher, warf sich in einen Lehnstuhl, erhob sich wieder, schob die auf dem Kaminsims stehenden Nippfächer durch einander, lächelte sich im Spiegel zu, schob die Vorhänge auseinander, schloß sie wieder, sprang mit geschlossenen Beinen von einer Mauer zur andern; schließlich ließ sie sich in eine Chaise-longue fallen und streckte ein Bein in die Luft mit einer so heftigen Bewegung, daß wenn ihre Füße mit Pantoffeln bekleidet gewesen wären und nicht mit Stiefelchen, einer ihrer Pantoffeln sicherlich nach dem Plafond geflogen wäre, aus einer Wolke von Linnen und Spitzen heraus, die sich bis zur Schleife des Strumpfbandes auseinander that.

— Oh, oh! machte Lila verblüfft, — noch nie sah ich Dich in einem solchen Zustande, selbst damals nicht, als Du von jener merkwürdigen Hochzeit zurückkamst, bei welcher die Neuvermählte, weil sie einen Besuch abzustatten hatte, Dich gebeten hatte, ihre Stelle in dem Brautgemache einzunehmen, wo alle Thüren und Fenster geschlossen und alle Lampen ausgelöscht waren. Und doch warst Du an jenem Morgen sehr guter Laune, und der junge Gatte muß ein ganz ungewöhnlicher Mann gewesen sein. Indessen hatte Deine Zufriedenheit nichts Außerordentliches; Du warst entzückt, aber mit Maß; ich hatte nichts für meine japanesischen Figürchen und meine Email-Becher zu fürchten, wie es heute der Fall ist. Gib doch

Acht, Liebste! Wenn Du fortfährst so zu tollen, wirst Du schließlich meine Chaise-longue zertrümmern, obgleich dieselbe von einer oft erprobten Festigkeit ist. Es muß Dir fürwahr etwas ganz Ungewöhnliches begegnet sein!

— Etwas Erstaunliches! eine Sache, an die ich niemals gedacht, die ich für unmöglich gehalten hätte; etwas Neues!

— Etwas Neues? Ah, wenn dem so ist, dann begreife ich, dann billige ich das Ueberschäumen Deiner Freude und Deines Stolzes. Denn es muß gesagt werden, daß der Zufall sehr erfindungsarm geworden ist, wie ein alter Romancier, der sein Leben lang für das Feuilleton einer Fünf-Pfennig-Zeitung gearbeitet hat. Es gibt keine Abenteuer mehr, die uns nicht bis zum Ueberdruß bekannt wären; das Leben gleicht einem Opernball, wo man alle maskirten Gesichter kennt. Du hast etwas Neues gefunden, Colette? Dann hast Du das Recht, stolz zu sein. Geh, halte Dich nicht zurück, springe, tanze, hüpf, zerschlage alle Nippfächer, zertrümmere die Möbel. Willst Du die Vorhänge in Brand stecken? Nur zu! Die Gunst, die Dir zutheil geworden, verdient, daß wir den gnädigen Göttern dieses Opfer bringen.

Colette warf mit einem Fußstoße ein Tischchen um, daß die Bronze- und Eisenbein-Gegenstände, Räucherpapiere, Büchsen nur so durch einander purzelten.

— Ei, sagte Lila, Du nimmst meine Rathschläge gar zu wörtlich. Ich bemerke Dir zunächst, daß ich noch nicht weiß, ob das „Neue“, von welchem Du sprichst, auch wirklich neu ist?

— Sehr neu!

— Du glaubst es! Insolange ich hierüber nicht aufgeklärt bin, bitte ich um Gnade für mein Mobiliar. Verhalte Dich doch einige Augenblicke ruhig. Ich will mich zu Dir setzen, erzähle mir Deine Geschichte.

Allein, Colette brach in ein helles Gelächter aus.

— Ich mag nichts erzählen, sagte sie. Suche, rathe, zerbrich Dir den Kopf! Wenn Du es erräthst, werde ich sagen: Getroffen!

Und sie begann mit den Füßchen einen Marsch zu trommeln, als wollte sie sagen: „Da kannst Du lange rathe.“

II.

Lila dachte eine Weile nach und hub dann an:

— Du hast vielleicht eine Erbschaft von 8 oder 10 Millionen gemacht nach einem Onkel, der vor Deiner Geburt nach Florida ausgewandert ist und von dem Du niemals reden gehört hast? Ein solches unverhofftes Glück würde allerdings Deine Freude erklären; denn es ist sicher, daß die Schneider Deine Freude erklären; denn es ist sicher, daß die Schneider die theueren Roben nicht umsonst geben wollen und daß die Bucherer auf goldige Locken und welke Beilchen kein Darlehen geben.

— Ach, wo denkst Du hin? Eine Erbschaft! Kann es etwas Gewöhnlicheres geben, als eine unverhoffte Erbschaft? Im wirklichen Leben sind sie freilich selten genug, aber in den Romanen und Bühnenstücken findet man nichts Anderes; und was man erfunden hat, ist nicht weniger alltäglich, als was man erlebt hat. Ueberdies, Lila, begreife ich nicht, wie Du an Dinge denken kannst, die mit der Liebe nichts gemein haben. Bin ich — wie Du mich kennst — im Stande, an einem Abenteuer Interesse zu finden, bei welchem es sich nicht in ir-

gend einer Weise um Dasjenige handelt, was mich am meisten in der Welt interessirt? Jeder hat seine Thätigkeit, in der er sich gefällt, in der er seine Vergnügungen und seinen Kummer findet. Wenn ein Professions-Spieler Dir sagen würde: „Mir ist soeben etwas Wunderbares geschehen!“ — würdest Du ihm gewiß nicht antworten: „Haben Sie etwa in Gesellschaft Ihrer Geliebten Beilchen in den Wäldern gepflückt?“

— Wohl! denn: Da das Gebiet der Vermuthungen ein eng begrenztes ist, riskire ich weniger, mich zu verirren. Es handelt sich also um ein Liebes-Abenteuer? Sehr gut; ich glaube errathen zu haben.

— Das bezweifle ich sehr. Laß hören!

— Du hast das Glück gehabt, einem jener stets erhofften, niemals gefundenen zarten Liebhaber begegnet zu sein, deren Herz zugleich Genie hat und welche, mit den althergebrachten Gewohnheiten der Liebesfungen brechend, jeden Augenblick neue Freuden ersinnend, uns durch nie gekannte Küsse und Liebesfungen in ein wonnevolles Traumland zu versetzen wissen. Ach, wenn dem so ist, wie bist Du zu beglückwünschen! Was mich betrifft, so habe ich trotz meiner großen Vorsicht in der Wahl, in einer neuen Liebschaft nie etwas gefunden, was sich von der alten wesentlich unterschieden hätte. Die Männer gleichen sich in einer Weise, die zum Verzweifeln ist. In der Liebe ist's heute, wie in den anderen Künsten: es fehlt die Erfindungsgabe; sehr viele Unterrichtete, aber keine Schöpfer.

— Du hast nur zu sehr Recht, Viletchen; in diesem Punkte war mein Loos nicht besser, als das Deinige.

— Halt, ich komme da auf einen Gedanken. In einer Anwendung von Huld, für die Du keineswegs zu tadeln bist, hast Du vielleicht eingewilligt, einen jener unschuldigen Jünglinge zu lieben, wie man deren zuweilen noch findet in entlegenen Provinzstädten, wohin noch keine Eisenbahn führt; einen jener herzigen Jungen, die noch nie andere Frauen kennen gelernt haben, als ihre Mütter, Schwestern, Mägde, noch nie die Bücher unserer Tage gelesen haben, und glauben, daß ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bleibt, wenn wir ihnen gestattet haben, die Spitze unserer rosigen Finger, oder unsern Handschuh, unser Taschentuch zu küssen? Es muß ein unvergleichliches Entzücken sein, diese unschuldigen Seelen in Erstaunen zu setzen, sie ein wenig zu erschrecken, sie zu begeistern, diese jungen Geschöpfe zum Ausblühen zu bringen. Ich kann begreifen, daß man Frühmorgens aufsteht, um nach dem Garten zu gehen und die Rosenknospen sich erschließen zu sehen.

— Du bist nicht bei der Sache, Vila.

— Wie, Colette? fuhr Vila in strengem Tone fort, — solltest Du jene Gesetze überschritten haben, welche zartfühlende Personen stets beobachten? Es würde mir zum Kummer gereichen, wenn ich erfahren müßte, daß Du bei einem Champagner-Souper Dich vielleicht so weit vergessen hättest, ein Mieder aufzuknöpfen, das nicht das Deinige war . . .

— Pfui, Liebste! Welch' ein unsinniger Gedanke! Derartige Abenteuer haben, Gottlob, nichts Verlockendes für mich. Ich glaube auch nicht, daß jemals eine Frau dauernde Befriedigung dabei gefunden hätte. Das sind Erfindungen verriickter Poeten.

— Ach, wie lobe ich Dich ob solcher Meinung! Aber wenn dem so ist, dann weiß ich nichts mehr zu ersinnen, und

wenn Du mir nicht zu Hilfe kommst, wird mir die Sache, die Dich froh und stolz macht, ewig ein Geheimniß bleiben. Ich bitte Dich: sag' mir doch Alles und sag' mir es schnell!

— Nun wohl, ich will es Dir sagen, da es sein muß, sprach Colette.

III.

— So erfahre denn, fuhr sie fort, daß der Vicomte Tristan seit einem Monate wahnsinnig in mich verliebt ist. Du kennst ihn doch? Er ist reizend! Die Hände eines kleinen Mädchens und die Schultern eines Hercules. Anmuth und Kraft vereint. Wenn man ihn sieht, denkt man an Liebesfungen von Niesen, und da er vielen Frauen gefallen hat, gefällt er natürlich auch allen anderen. Konnte ich dem Zauber entrinne, der von seinem Wesen ausströmt? Ich gestehe Dir, daß ich in seiner Gegenwart mich in meinem ganzen Wesen lieblich bewegt fühlte und dazu war's mir heiß unter den Augen, wie es in solchen Augenblicken vorkommt, wo man Lust hat, eine Dummheit zu begehen.

— Ich kenne Das, sprach Vila.

— So daß es mir nicht im Mindesten einfiel, Nein zu sagen, als er mich bat, ihn heute Morgens bei mir zu empfangen, vor der Stunde, zu der man sich in den Schlafrock hüllt.

— Mein Gott! warum hättest Du ihn und Dich zugleich kränken sollen? Man muß Mitleid haben mit Anderen und mit sich selbst.

— Er kam denn auch richtig zur vereinbarten Stunde. Viletchen! er trat in das noch dunkle Zimmer, während ich that, als wäre ich eben erwacht und gähnte . . .

— Ja, ja, und die Arme traten entblößt aus den zurückgeglittenen weiten Spitzenärmeln des Nachtkleides hervor. Das ist eine sehr nette Bewegung, die Du wunderbar machst.

— Während ich murmelte: „Oh, mein Gott, wer ist da? Wie, Sie sind's? Wer hat Ihnen erlaubt, hier einzutreten? Das ist abscheulich! Gehen Sie! Lassen Sie mich wenigstens aufstehen! . . .“

— Ei, ei, Colette! wozu war denn Das?

— . . . Während ich noch viele andere Dinge sagte, Viletchen, fühlte ich, daß ich gerührt und schwach werde und es fehlte nicht viel, daß ich ihm gestanden hätte, daß ich seit drei Stunden in wachem Zustande ihn erwarte.

— Verlor er viel Zeit?

— Nicht eine Minute!

— Sehr gut. Aber wo bleibt die überraschende, unvergleichliche, neue Sache?

— Geduld! Er kniete vor mir nieder, küßte mir die Hände, die Arme, die Schultern . . . Was glaubst Du, daß ich da that?

— Mein Gott! Du hast ihm Platz gemacht?

— Nein, ich habe widerstanden! rief Colette.

— Was? rief Vila.

— Jawohl, widerstanden!

— Im Ernste?

— Im vollen Ernste! Wie man nur immer widerstehen kann.

— Lange?

- Sehr lange.
- Sprich deutlicher!
- Nahezu eine Viertelstunde!
- Ach, Colette, Du hattest Recht zu sagen, daß Das eine außerordentliche, noch nicht dagewesene Sache sei! Und Du wirst gut thun, wenn Du sie nicht weiter erzählst, denn es wird Dir sie Niemand glauben . . .



Boshaft.

Der kleine Graf Blikenfink ist in sehr übler Laune; über die Ursache seiner Verstimmung weiß sein Arzt nähere Auskunft zu geben.

Die Sache ist umso verdrießlicher, als die gewöhnliche Vorsehung des kleinen Grafen die alte Baronin Mausig ist, der er sehr viel Dank schuldet.

Neulich war von Alldem im Klub der Herrenreiter die Rede und da meinte Jemand: „Der Unglückliche hat einen Fehlsprung gemacht und muß nun — seine Zahlungen suspendiren.“

*

Unbesonnen.

Herr K., ein hartgesotterer Hagestolz, war neulich bei einer Familie zu Besuch, in der es viele Kinder gab.

— Welch' reizende Bébés Sie da haben, liebste Frau! sagte er der Hausfrau galant; — sie sind wirklich zum Fressen!

— Schau, schau! ich glaubte, Sie lieben die Kinder nicht?

— Oh, Madame, die Kinder Anderer liebe ich sehr!

— So? Warum heirathen Sie denn nicht? . . .

*

Tempi passati.

In einem Hause, wo die Noth eingezogen ist, gibt es häufig Streit zwischen Mann und Frau. Bei einer solchen Gelegenheit kam es vor, daß sie sich das grobe Tischgeschirr an die Köpfe warfen.

Plötzlich stieß die Frau einen tiefen Seufzer aus und sagte:

— Wo ist die Zeit, da wir uns Meißener und Karlsbader Porzellan an die Köpfe schmissen?

*

Deutlich.

Frau Müller fragt Herrn Maier:

— Man sieht Sie jetzt häufig bei Fräulein M. Wann werden Sie sie denn zum Altar führen?

— Wenn der Altar — möbliert sein wird.

*

Naiv.

Eine jungverheirathete Frau wird von ihrer Kammerfrau angefleidet, die plötzlich ausruft:

— Gnädige Frau sind wohl sehr glücklich! . . .

— Gewiß, mein Kind . . .

— Der gnädige Herr ist so lieb und kann so gut küssen . . .

*

Zu höflich.

Baron G. ist bei der kleinen Frau von Y. zu Besuch und hat das Mäpchen der Dame vom Hause in den Schoß genommen. Plötzlich stellt er den Hund sehr behutsam auf den Teppich und erhebt sich.

— Sie laufen schon, Baron? fragt Frau von Y.

— Nein, gnädige Frau, nicht ich war's! lautet die Antwort.

Millie.

Eine Berliner Geschichte von Hermann Grabert.

I.

An einem schönen Maimorgen wandelten ein junger Mann, der eine Reisetasche trug, und ein junges Mädchen, dicht an einander geschmiegt, durch den Berliner Thiergarten dahin.

„Laß das Weinen, Millie,“ sprach der Jüngling;

„Du weißt, daß ich meinen Onkel — einen Erbonkel besuchen muß. 's ist jetzt halb neun Uhr, um neun geht mein Zug. Also, noch einen Kuß und dann adieu!“

„Komm aber ja recht bald wieder, Schatz!“ rief Millie, ihren Gustav umhalsend und tüchtig abschmazelnd.

Das Pärchen war bei einem Springenbusche angelangt. Gustav brach einen Zweig und gab ihn seiner Kleinen.

„Ich werde zurück sein, bevor diese Blumen verwelkt sind, und, wenn ich mein Wort nicht halte, darfst Du mich vergessen.“

Nun nahm Gustav seine Reisetasche, die er auf die Erde gestellt hatte, um die Geliebte in seine Arme zu schließen, und eilte nach dem Potsdamer Bahnhof.

„Ihn vergessen!“ murmelte Millie mit nassen Augen.

„Von der Erlaubniß mach' ich sicher niemals Gebrauch.“

Dann setzte sie sich auf eine Bank, zog ihr Frühstücksbröckchen hervor und gekrümelte es den Späßen.

„Sind die Vögel aber beneidenswerth, von so schöner Hand gefüttert zu werden!“ sagte plötzlich ein hübscher, junger Elegant, der, ein Buch in der Hand, sich auf Millie's Bank niedergelassen hatte.

Er suchte mit dem Mädchen ein Gespräch anzuknüpfen; doch diese gab ihm nur kurze Antwort. Da er sich aber nicht abschrecken ließ, erklärte Millie ihm schließlich rund heraus, Alles, was er ihr da erzähle interessire sie so wenig wie ihn sein Buch interessire, in das er ja kaum hineinschaue. Dann

wandte sie ihm den Rücken. Als sie nach einer Weile aufstand, um nach Hause zu gehen, war der Zudringliche fort. Er hatte sich französisch gedrückt und sogar sein Buch auf der Bank vergessen. Millie war einen Augenblick un schlüssig, ob sie es liegen lassen oder mitnehmen sollte. Sie öffnete das Buch. Es war „Der Katzensteg“ von Sudermann. Millie las einige Seiten und sagte sich:

„Reizend geschrieben. Der Herr muß schwer zu befriedigen sein, weil er das Buch so bald zuklappte, oder er fand mehr Vergnügen an der Unterhaltung mit mir, als am Lesen. Ich war zwar gar nicht liebenswürdig mit ihm. Warum stört er mich aber auch, wenn ich allein sein will? — Na, der Katzensteg soll mir die Zeit vertreiben. Der Herr kommt wohl öfter hierher; da kann ich ihm ja sein Buch zurückgeben.“

II.

Unsere Heldin bewohnte ein im dritten Stock einer Miethskaserne gelegenes Stübchen und verdiente mit Nähen so viel, daß sie leidlich auskommen konnte. Kaum heimgekehrt, füllte Millie eine Vase mit frischem Wasser und stellte Gustav's Syringenzweig hinein. Dann machte sie sich daran, ein Kleid auszubessern, wobei dem Geliebten manche Thräne nachgeweint wurde. Der Tag verging ziemlich langsam, und als die Nacht anbrach, öffnete Millie das Fenster und sah auf die Straße. Da bemerkte sie einen Herrn, der, vor dem Hause auf und ab bummelnd, oft zu ihr hinausschaute. Trotz der Dunkelheit erkannte sie den Elegant aus dem Thiergarten wieder und schloß sogleich das Fenster. Dann ging sie zu Bette und schlief über Sudermann's Katzensteg ein.

In der Frühe des nächsten Morgens brachte ein Dienstmann der kleinen Arbeiterin einen Brief und einen prächtigen Rosenstrauß. Das an „Fräulein Millie“ gerichtete Schreiben war „Adalbert“ unterzeichnet. Der Herr aus dem Thiergarten bot darin sein Herz und viele andere Dinge an. Millie zerriß den Brief und schickte den Dienstmann sammt dem Strauße fort. Hierauf gab sie Gustav's Syringen frisches Wasser. Sie hatte eben zu nähen angefangen, als ihre Freundin Olga Flatter erschien.

„Himmel, was riecht denn hier so schlecht?“ rief diese beim Eintreten. „Das ist ja rein zum Krankwerden! — Aha, die ollen Syringen! — Wirf sie doch' raus!“

„Nein; die sind mir an's Herz gewachsen.“

„Na, wenn Du Kopfschmerzen kriegst, so weißt Du woher. Was ich sagen wollte: Du spielst ja die Grausame? Unten auf der Straße traf ich vorhin einen Bekannten, der bis über die Haarzipfel in Dich verschossen ist — 'n pikfeiner Kerl! Wenn ich an Deiner Stelle wär' —“

„Ach Du,“ unterbrach Millie, „Du liebst Gustav nicht!“

„Ja, Dein Gustav! So'n Faßke, der nichts ist und nichts hat! Willst Du heut' Abend mit mir in die Reichshallen?*) Dein neuer Verehrer wird auch dort sein.“

„Nein, ich bleibe zu Hause.“

„Na, denn nicht. Du wirst auch' mal anders werden. — Adieu! der Syringengeruch vertreibt mich!“

Und das „Dämchen“ schwirrte ab.

*) Reichshallen, beliebtes Rauch-Theater für Singspiele, Gesangsvorträge und gymnastische Vorstellungen etc.

„Wie hübsch sie ist!“ sagte sich Millie, indem sie Olga nachsah. „Als sie noch mit mir in die Nähsschule ging, galt ich zwar für schöner. Ja, Kleider machen Leute. O, wenn ich wollte! — Ich will aber nicht, denn ich liebe Gustav, ja, ich liebe ihn, ich liebe ihn —“

Unsere Kleine nahm ihre Arbeit wieder auf; bald riß der Faden, bald stach Millie sich an der Nadel. Sie versuchte ein Liedchen zu singen; allein sie war heiser. Dann wollte sie den Katzensteg weiterlesen; sie bekam aber ihre Gedanken nicht zusammen. Endlich beschloß sie, Gustav zu schreiben und setzte sich an den Tisch, auf dem ein Trinkglas, ein Fläschchen Bier und ein Tintenfaß standen. Sie nahm Feder und Papier und begann. Schon hatte sie die Hälfte einer Seite beschrieben, als sie trinken und Tinte in's Tintenfaß schütten wollte. Sie goß aber das Bier in's Tintenfaß und die Tinte in's Glas. Wüthend zerbrach sie nun die Feder. Weil sie aber keine zweite besaß, mußte sie auch das Schreiben lassen.

In diesem Augenblicke kam der Dienstmann vom vorhergehenden Tage wieder und überreichte ihr einen Brief und einen wundervollen Camelienstrauß. Millie wies letzteren zurück, den Brief aber behielt sie, las ihn und zerriß ihn diesmal nicht. Als unsere Heldin sah, daß sie immer weniger an ihren Gustav und immer mehr an Herrn Adalbert dachte, weinte sie sich die Auglein roth.

Darüber trat Olga ein.

„Nanu, Du stennst?“ sagte sie, die Freundin betrachtend.

„Ich habe Migraine.“

„Kein Wunder. — Die ollen Syringen!“

Sie riß das Fenster auf und stellte die Vase mit Gustav's Blumen vor dasselbe.

„Sieh',“ rief sie, auf die Straße schauend, „Dein Verehrer ist schon wieder unten. Bist Du noch immer so grausam, Millie?“

„Und Gustav?“

„Na, der Faßke wird sich doch nicht einbilden, daß Du ihm treu bleibst? Wer weiß, ob er überhaupt wiederkommt —“

Millie wollte das Gespräch auf etwas Anderes lenken und fragte Olga, was sie nur mache, um so weiße Hände zu haben.

„Ich? Ich mache nicht.“

Nach einer kleinen Pause fing Millie wieder an:

„Du kennst also — Herrn — Adalbert?“

„Aha!“ lachte Olga. „Du weißt schon seinen Vornamen! Die Sache macht sich. — Ja, ich kenne den Herrn. So 'n reizenden Kerl abfahren zu lassen, das wär' ganz unverzeihlich! Zudem liebst Du Gustav nicht, Du kannst ihn nicht lieben, Du hast ihn nie geliebt —“

„Doch,“ rief Millie lebhaft; „ich liebte ihn sehr!“

„Liebte! Jetzt liebst Du ihn also nicht mehr? Das ist geschickt von Dir. Bravo! Ich will nun Adalbert rufen!“

„Warum? — Weil ich Gustav nicht mehr liebe, brauch' ich mich doch nicht für Jemanden zu interessieren, — den — ich gar nicht kenne.“

„Adalbert ist Graf und Millionär!“

„Sovoooh?“

Fünf Minuten später hielt der hübsche, junge Elegant aus dem Thiergarten mit einem riesigen Strauße seinen Ein-



Culpenthal: Bianca, ich werd' Dir aufgeben ä Räthsel: Es ist grau, hat große Ohren und man kann reiten d'rauf — was ist das?

Bianca: Das sind Sie, Culpenthal!

zug in Millie's Zimmer. Diese erglühte über und über und senkte die Augen.

„Mein Fräulein,“ lächelte Adalbert; „ich möchte gern den Roman abholen, den ich Ihnen geliehen und Sie — um die Besetzung bitten.“

„Ihr habt Geschäfte miteinander,“ sagte Olga; „da will ich nicht stören. Ich steige!“

III.

Am andern Morgen standen Adalbert und Millie am Fenster und hielten sich zärtlich umschlungen.

„Herzchen,“ sprach der Graf, auf Gustav's verwelkte Syringen deutend, „diese Blumen solltest Du entfernen.“

Millie erröthete und warf den Zweig auf die Straße, wo er die Nase eines jungen Mannes streifte, der, eine Reisetasche in der Hand, daherschritt. Es war Gustav. In ihrem süßen Rosen und Tändeln sah die kleine Näherin ihn gar nicht. Er ward blaß, als er am Fenster seines Liebchens

einen Riesenstrauß und hinter diesem Millie und den Grafen erblickte.

Nachdem Gustav seine im Straßentoth liegenden Syringen ein Weilchen traurig betrachtet hatte, kehrte er um und murmelte:

„Es geschah mir recht; ich war ein Esel. Warum blieb ich auch so lange fort!“



Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Seit wann sind es denn gerade die guten Arbeiten, die mit den Preisen gekrönt werden? . . . Verdienst? Das ist noch lange nicht alles! Begabung! Ist wünschenswerth, aber nicht obligatorisch. Dagegen Schreien, Lärm machen, sich an den Strang der großen Glocke hängen, daß den Leuten die Ohren gellen . . . damit zwingt man's! . . . Und damit sie recht volltönig in die Weite schallt, hat die Vorsehung einen Klöppel dazu geschaffen, der ausgiebiger ist und leichter beweglich, als alle Werke von Menschenhand. Und dieser Klöppel ist — die Frauenzunge!

D. Blumenthal.

*

Eine Frau werdet ihr nie ohne eine Antwort finden, es wäre denn, ihr fändet sie ohne Zunge.

Shakespeare.

*

Bei Frauen in die Schule geh'n,
Das mag euch leicht gelingen;
Doch schwerer ist's, ihr werdet seh'n,
Das Schulgeld zu erschwingen.

L. Fuld.

*

Die Frauen sind zu Allem fähig. Sie sind sogar im Stande, sich in ihre Männer zu verlieben.

Sófai.

*

Venus flocht den Frauen allen
Eine Perle in das Leben.
Schönheit hat sie hold der Einen,
Anmuth — Majestät und Güte —
Zauber — ros'ge Tugendblüthe,
Liebreiz noch im trotz'gen Weinen,
Einer Andern zu gefallen,
Gnädig mit zur Welt gegeben. —
Aber Auserkor'nen nur im Lieben
Hat sie Treue in das Herz geschrieben.

J. Grünstein.

*

Zum Herzen der Frauen führen zwei Wege: die Liebe und die Schmeichelei; jene ist eine schmale Leiter, diese eine breite Treppe.

J. Guemer.

*

Der Herr: Euch Frauen sollte man auf den Knien im Staube verehren.

Die Dame: Pächterlich! Damit wäre nicht eine zufrieden.

A. Lindner.

*

Kein Weib ist so vollkommen, daß es ihren Mann nicht wenigstens einmal täglich gereut, eine Frau genommen zu haben.

G. Ebers.

*

Ein Spinnblatt im Winde,
Aus Spinnweb' eine Schnur,
Ein Wall aus Kürbistrinde
Das ist ein Frauenschwur.

D. Blumenthal



Gerichtshalle.

Marguerite's Nieder.

Narzisz Pescargouillet betreibt das Gewerbe eines Kaninchenscheerers. Er ist 28 Jahre alt, hat noch alle seine Zähne, ein gesundes Auge und einen gesunden Magen. Er hat einen heiteren Charakter und singt mit großem Eifer komische Couplets bei feierlichen Gelegenheiten, wie Hochzeitsfeste, Kindstaufen und Leichenbegängnisse. Er ist überdies sehr tüchtig bei der Arbeit und denkt sechs Tage in der Woche nur an den Erwerb. In Baugirard, wo er geboren und erzogen wurde, wo er seit seiner Jugend wohnt und ein halbes Duzend Arbeiter beschäftigt, ist er geliebt und geachtet.

Unglücklicherweise für Narzisz Pescargouillet ist ein Haar, oder besser ein ganzer Chignon in die Suppenschüssel seines Daseins gefallen. Dieser Chignon schwimmt in goldenen Flechten auf dem schönen Nacken eines köstlichen Geschöpfes mit blauen, schwarzgeränderten Augen, einer geborenen Marguerite Kongebal, Blumen- und Federmacherin, die vor kaum sechs Monaten durch die Macht ihrer Reize die legitime Ehegattin des liebenswürdigen Kaninchenscheerers geworden.

Heute sehen wir Narzisz und Marguerite vor dem Zuchtpolizei-Gericht erscheinen. Der Erstere hat gegen seine Gattin die Scheidungs- und Ehebruchsklage eingebracht; die Letztere ist nur sehr unwillig und gezwungen der Einladung gefolgt, die ihr auf gestempeltem Papier zugestellt wurde.

An der Seite der strafwürdigen Frau erschien auch deren Mitschuldiger, der an dem Knopfe seines Stockes saugt mit mehr Langeweile, als Ueberzeugung. Es ist ein großer, unbedeutender Bursche, mit gewöhnlichem Aussehen trotz seinem eleganten Auftreten, mit großen Füßen und plumpen Händen.

Der Präsident. Pescargouillet, Sie haben eine Ehebruchsklage gegen ihre Gattin und gegen den Baron de la Barbottière angestrengt, die beide hier anwesend sind. Es sind sicherlich ernste Gründe, welche Sie zu diesem Schritte bestimmt haben . . .

Der Kläger. Nicht so ernst, Herr Präsident. Aber ich weiß, daß meine Frau mir Hörner aufsetzt und Das liebe ich nicht. Sie begreifen, daß meine Freunde mich dieserhalb necken. Und dann, ich muß es Ihnen sagen, wenn Sie es auch einigermaßen originell finden werden: ich fühle mich nicht behaglich in der Haut eines . . .

Der Präsident. . . . betrogenen Ehegatten. Das wollten Sie sagen, nicht wahr?

Der Kläger. Beiläufig.

Der Präsident. Haben Sie Beweise der Untreue Ihrer Gattin? Sind Sie überzeugt von ihrer Treulosigkeit?

Der Kläger. Ob ich überzeugt bin, Herr Präsident? Wenn die Hörner, die sie mir mit diesem sauberen Vogel, den Sie hier sehen, aufgesetzt hat, von wirklichem Holze wären, müßten Sie den Plafond einstoßen lassen, damit ich vor Ihnen erscheine. (Allgemeine Heiterkeit.)

Margiß Lescaugouillet, der ein gemüthlicher Bursche ist, wendet sich zum Publikum und spricht:

— Darüber lachen Sie, nicht wahr? . . . Sie haben übrigens recht. Warum habe ich auch eine Person geheirathet, welche . . .

Der Präsident. . . die ehelichen Pflichten verletzt hat.

Der Kläger. Richtig.

Der Präsident. Aus den Akten geht hervor, daß Ihre Frau schon in ihrer Mädchenzeit ein nicht ganz tadelloses Leben geführt habe.

Der Kläger. Das habe ich wohl bemerkt, Herr Präsident.

Der Präsident. Und Sie haben sie dennoch geheirathet?

Der Kläger. Es war zu spät. Erst am Tage nach der Hochzeit war ich mit mir über die Situation im Reinen. Ich glaubte eine Rosenknospe zu heirathen und bekam ein entblättertes Vergifmeinnicht! Was konnte ich thun? Zuerst trug ich mein Mißgeschick mit Geduld, weil ich hoffte, meine Frau werde sich bemühen, mich meinen Mißgriff vergessen zu machen. Sie war eine Waise, man mußte Nachsicht mit ihr haben. In der ersten Woche schien denn auch Alles gut zu gehen. Ich hatte einige Ersparnisse und kaufte ihr ein kleines Blumen- und Federn-Geschäft in der Rue de Baugivard. Sie arbeitete vorne und ich schor . . .

Der Präsident. . . nach dem Hofe zu. Fahren Sie fort!

Der Kläger. Meine Frau begann allmählig die Arbeit zu vernachlässigen. Sie ging des Nachmittags aus, unter dem Vorwande, daß sie Kunden besuche. Endlich blieb sie gar des Abends weg, indem sie vorgab, bei Freundinnen eine „hilfreiche Hand“ mit anlegen zu müssen. Das waren aber drohlige Hände, die da hilfreich mit angelegt wurden! Ich weiß jetzt mehr darüber.

Der Präsident. Wie ist Ihnen der erste Verdacht gekommen?

Der Kläger. Der Verdacht? Ich hatte gleich zu Beginn volle Gewißheit, was auch nicht übel ist. Das kam ganz einfach. Eines Abends — es war gegen Ende November — sagte sie mir Folgendes: „Meine Freundin Estella Baufroy hat dringende Arbeiten, die bis morgen fertig werden müssen; ich habe versprochen, ihr heute Nacht arbeiten zu helfen.“ Ich fand es natürlich, daß eine Freundin der andern gefällig ist, sah nichts Unschickliches dabei und antwortete: „Geh' hin! Dies fügt sich ohnehin ganz passend. Ich habe gegen Vermichet eine Wette gewonnen und er hat ein Diner zu vier gedecken zu zahlen. Heute muß er uns bewirthen. Ich werde voraussichtlich spät nach Hause kommen.“ Dann zahle ich meine Arbeiter aus, kleide mich an und gehe. Es war an einem

Samstag und es gab öffentlichen Ball im Saale „zu den tausend Säulen“. Gegen Mitternacht gingen wir da hin, um ein Tänzchen zu machen. Nachdem wir mit Vermichet und den Kameraden ein wenig gezecht hatten, bekamen wir Lust, einen Bissen zu essen. Ich biete Auster an und wir lenken — etwa um 2 Uhr Morgens — unsere Schritte nach einem Restaurant auf dem Boulevard Montparnasse. Wir gehen geradenweges in den ersten Stock hinauf, öffnen die Thüre eines kleinen rothen Salons und stehen vor einem Tête-à-tête, das im vollen Zuge ist . . . Wenn ich „Tête-a-tête“ sage, Herr Präsident, so ist das nur eine schickliche Redensart von mir. Die Leutchen hatten den Riegel nicht vorgeschoben. Die Frau war als „Närrin“ maskirt und . . . mehr sage ich nicht. Ihr Gesicht war nicht zu sehen, sie hatte eine Sammtmaske vor. Der Mann war als Hanswurst verkleidet; ein abscheulicher Hanswurst! Als wir eintraten, sprang das Frauenzimmer auf und rannte an uns vorbei, geradenweges in den zweiten Stock hinauf. Bei dieser unverhofften Gelegenheit ließ sie ein Mieder auf dem Canapé zurück. Die Luft war nun rein und wir soupirten nun sehr fröhlich, wobei wir an der maskirten Dame unseren Wiß übten. Nun denn: der Hanswurst war dieser Herr, die maskirte Frau war — die meinige.

Der Präsident. Wieso haben Sie Dies erfahren?

Der Kläger. Der Herr war leicht wieder zu erkennen, denn er war nicht maskirt.

Der Präsident. Aber die Frau war es?

Der Kläger. Ach ja, die Frau habe ich erst später erkannt. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß ich während unserer Scherze beim Souper das Mieder genommen und auf das Band eines der Fischbeine mit Tinte folgende Worte geschrieben hatte: „Dieses Mieder gehört der Frau eines . . .

Der Präsident. . . eines betrogenen Gatten.“

Der Kläger. Richtig. Das heißt: doch nicht richtig, denn ich hatte ein anderes Wort geschrieben. Dann hatte ich das Mieder dem Kellner übergeben. Zwei Tage später bekam ich Verlangen nach den ehelichen Freuden und wie ich des Abends meiner Frau beim Auskleiden behilflich bin, was lese ich auf ihrem Mieder? Die Inschrift, die ich gemacht hatte. Sie können sich meine Nase vorstellen . . . (Geräuschvolle Heiterkeit.)

Der Präsident. Fahren Sie fort! . . .

Der Kläger. Ich lachte im ersten Augenblicke gleichfalls, aber das Lachen kam mir nicht recht vom Herzen. Ich schwieg indessen und folgte Marguerite bei ihrem nächsten Ausgang. Sie ging nach einem Hôtel auf dem Boulevard Michel, wo ich sie wieder mit diesem „Kavalier“ überraschte, der — wie es scheint — die Gewohnheit hat, die Thüren nicht zu schließen. Unglücklicherweise kam ich vor . . .

Der Präsident. . . vor dem kritischen Moment.

Der Kläger. Ja; sie hatte erst ihre Stiefelchen ausgezogen. „Alle Teufel! Madame, was machen Sie hier?“ rief ich ihr zu. Wissen Sie, was sie mir antwortete? „Ich bin bei meinem Hühneraugen-Operateur“ — sagte sie. Und sie fügte hinzu: „Sputen Sie sich, Arnold, ich habe keine Zeit!“ Daraufhin nahm dieser junge Herr ein Federmesser aus der Westentasche und begann damit die Füße meiner Frau zu bearbeiten. Ich wohnte ganz ruhig der Operation bei und als

sie zu Ende war, entledigte ich mich meiner Stiefel und der Herr Baron übte seine Kunst an meinen Hühneraugen. Ich muß noch lachen über das Gesicht, das er damals machte. (Mit Stolz.) Ich kann sagen, daß es in der Korporation der Kaninchenscheerer Keinen gibt, der sich jemals von einem Baron die Hühneraugen hat schneiden lassen . . .

Der Präsident. Kurz: Sie haben den Ehebruch ein anderes Mal feststellen lassen?

Der Kläger. Das will ich glauben, Herr Präsident! Bei der nächsten Gelegenheit hatte ich den Polizei-Kommissär, zwei Zeugen, die ganze Maschine mit. Und ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß der Hühneraugen-Operateur sich dieses Mal nicht mit den Hühneraugen befaßte. Er hatte höhere Absichten . . .

Der Präsident. Kurz: Sie wollen eine Verurteilung Ihrer Frau wegen Ehebruchs, um dann die Scheidung verlangen zu können?

Der Kläger. Ja, so ist es; aber thuen Sie ihr nicht gar zu weh; ich zürne ihr nicht.

Die beiden Schuldigen sind geständig; es sind übrigens mehrere Zeugen da, von dem Polizei-Kommissär ganz abgesehen.

Das Gericht verurtheilt Marguerite Kongebal zu acht Tagen, den Baron zu vier Tagen Gefängniß, Beide zu je 50 Francs Geldstrafe und solidarisch in die Kosten des Verfahrens.

Marsiz Lescarrouillet schüttelt seinem Stellvertreter die Hand und sagt:

— Ich große Ihnen deshalb nicht. Wenn ich wieder Junggeselle bin, können Sie zuweilen ohne Umstände zum Mittagstisch zu mir kommen und „unser Weibchen“ mitbringen. Zum Nachtisch will ich Ihnen meine Füße überlassen; Sie können sich da noch eine Medaille verdienen . . .

Von einer treulosen Frau.

Als Du vor dem Altar gestanden,
Wie traurig bist Du da gewesen!
So traurig eine Braut — wo hat man
Derart'ges je gehört, gelesen?

Wie war der Bräutigam so selig,
Er schwamm in eitel Lust und Wonne;
Wie hat solch' einen frohen Menschen
Beschienen, seit sie lebt, die Sonne.

Und nun gibt's solch' ein lustig Weibchen
Nicht auf zehn Meilen in der Runde,
Und so trübselig ist kein Gatte,
Wie jener Bräutigam zur Stunde.

Isidor v. Barna.



Du schlechte Welt!

Humoreske von Senecca.

Wovon spricht ihr?“ fragte Lieutenant Haudegen seine Freunde im Kaffeehause.

„Nichts besonders,“ wurde ihm erwidert, „von dem Streif der Balleteusen.“

„Ah, Ihr wollt mich uzen.“

„Keineswegs, es ist Thatsache, ich habe es vom Balletmeister Hopfni selbst, die Balleteusen der hiesigen Oper striken,“ sagte Graf Aimé.

„Wie? Sie wollen eine Erhöhung ihrer Gage?“

„Unschuld vom Militär! Sie wollen, daß das Verbot der Direktion, die Liebhaber der Balleteusen sollen die Garderoben nicht betreten, aufgehoben werde.“

„Ah!“ machte der Lieutenant.

Er war erst vor wenigen Wochen aus einer kleinen Garnisonsstadt nach der Hauptstadt versetzt worden, was die Erfüllung eines von ihm lange gehegten Wunsches bedeutete. Unter den Freuden der Hauptstadt, die ihm vorschwebten, nahm das Ballet nicht die letzte Stelle ein, jedoch bisher hatte sich die Gelegenheit, die Mitglieder desselben kennen zu lernen, noch nicht gefunden. Der Lieutenant wurde aus seinen Gedanken gerissen durch die wüthend hervorgestoßenen Worte des Rittmeisters Horn:

„Diese ganze Weiberbande vom Ballet sollte mit Stumpf und Stiel vertilgt werden.“

„Weshalb? Sind Sie 'mal 'reingefallen?“ fragte Lieutenant Haudegen unschuldig.

Er hatte seine Frage ganz unbefangen vorgebracht, denn er konnte sich nicht denken, daß man sonst aus irgend einem Grunde dem Ballet abhold sein könne. Der Rittmeister war Mitglied eines „Tugendbundes zur Hebung der Sittlichkeit“, und mußte schon von diesem Standpunkte aus das leichtfüßige und leichtlebige Corps de Ballet verdammen. Außerdem stand er unter dem Pantoffel seines um zwanzig Jahre jüngeren, sehr hübschen Frauchens, und diese sonst so liebenswürdige Weiblichkeit sah streng auf Alles herunter, was nicht „moralisch und tugendhaft“ war. Der Lieutenant konnte das Alles natürlich nicht wissen, denn Rittmeister Horn gehörte nicht zu seinem Regiment, er hatte ihn nur flüchtig im Klub kennen gelernt. Darum würdigte ihn der Rittmeister auch keiner Antwort, während die Anderen lachten.

„Sie haben übrigens heute Sitzung in der Angelegenheit,“ bemerkte Graf Aimé.

„Wer? Die Balleteusen?“ fragte der Lieutenant.

„Wer denn sonst! Und wen es interessirt, dem kann ich auch verrathen, daß diese Sitzung heute Abend Punkt 11 Uhr beginnt, sofort nach dem Theater, im „Champagner-Haus“, zwei Treppen, Zimmer 47.“

„Das heißt mit anderen Worten,“ grollte der Rittmeister, „wer von dieser Gesellschaft Lust hat, kann sich dazu finden. O du schlechte Welt!“

„Mit nichts, lieber Rittmeister, Männer werden absolut nicht zugelassen, sonst würde ich nicht so — unschlau gewesen

sein, die Sache zu verrathen und mir Rivalen auf den Hals zu laden," lachte der Graf.

"Auch Du, Brutus!" rief der Rittmeister, "das Ballet wird unsere ganze Jugend verderben."

"Schätze mich glücklich, wenn man mich in dieser Hinsicht nur recht verderben wollte. Uebrigens glaube ich, daß unter den sogenannten ehrbaren Frauen gerade so viel Laster und Tugend vorkommen wie bei den Balletdamen."

"Graf, Sie lästern," wüthete der Rittmeister, setzte seine Mütze auf und verließ mit kurzem Gruß das Kaffeehaus. Und während er durch die Straßen schritt, murmelte er ingrimmig vor sich hin: "O du schlechte Welt! Du schlechte Welt!"

Den Lieutenant Haudegen beherrschte nur ein Gedanke: wie kannst Du heute Abend an der Ballettens-Sitzung theilnehmen? Sein erster Einfall war: sich in Frauenkleider werfen; aber die Ballettensen kannten einander wohl sehr genau. Nach langem Hin- und Herüberlegen hatte er seinen Plan fertig. Er ging zur bezeichneten Stunde in das "Champagner-Haus" und klopfte an Zimmer Nr. 47, aus welchem er fröhlich lachende Frauenstimmen herauströmen hörte. Man vermuthete jedenfalls den Kellner, denn man rief ein wenig ceremoniöses "Herein!" Der Lieutenant trat ein und sah eine Anzahl von Weiblichkeiten um einen Tisch gruppiert, offenbar irgend eine Angelegenheit berathend. Es frappirte ihn, daß auch recht alte Damen darunter waren. "Jedenfalls die Mütter," dachte er, "um abschreckend zu wirken."

Eine würdige alte Dame, die als Vorsitzende fungirte, erhob sich und fragte mit verwundertem Gesichte den Lieutenant nach seinen Wünschen.

"Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen, meine Damen, ich bin der Lieutenant Haudegen. Da ich mich lebhaft für den Gegenstand Ihrer heutigen Berathung interessire, so wollte ich Sie bitten, mich daran theilnehmen zu lassen."

"Für den Gegenstand unserer heutigen Berathung?" wiederholte die Vorsitzende erstaunt.

"Ja, die Garderobe-Angelegenheit."

Alle Anwesenden lachten. Dann meinte die Vorsitzende, es wäre zwar ein seltsames Verlangen, aber sie würde die Damen abstimmen lassen. Mit 10 gegen 6 Stimmen wurde die Zulassung des Lieutenants gestattet, welcher im Stillen bereits zehn junge und sechs alte Damen gezählt hatte. Er setzte sich neben eine hübsche, üppige Blondine, worauf die Verhandlungen weiter gingen.

"Es ist also beantragt worden," sagte die Vorsitzende, "daß vorläufig sechs Negerinnen im Gebiet von Little Po . . . (die folgende Silbe verschluckte sie mit einem scheuen Blicke auf den Lieutenant) mit Garderobe versehen werden."

Der männliche Zuhörer spitzte die Ohren. Das mußten ja merkwürdige Ballettensen, beziehungsweise Ballettensenmütter sein, die sich mit der Fürsorge für die Garderobe von Negerinnen befaßten. Eine von den alten Damen erbat das Wort.

"Ich betrachte den Antrag als dringlich," sagte sie, "denn wir haben von den Missionären gehört, wie wenig diese schwarzen Damen bekleidet sind, die Folge muß eine entsetzliche Unmoral, die Hintanzugung aller Schicklichkeit sein. Es ist schon zu bedauern, daß bei uns ein so wenig bekleidetes Volk wie die Ballettensen sich öffentlich zeigen dürfe u. s. w."

Jetzt war dem Lieutenant klar, daß er unmöglich in einer Versammlung von Tänzerinnen sich befinden könne. Er wandte sich daher an seine Nachbarin und fragte sie leise:

"Darf ich fragen, wie der eigentlich richtige Name dieses Vereines ist?"

"Verein zur Bekleidung der Negerinnen im deutschafrikanischen Gebiet."

Nun wußte er es. In seiner Gewissenhaftigkeit wollte er sich schon erheben und sich unter irgend einem Vorwande entfernen, um das richtige Versammlungs-Lokal der Ballettensen zu ermitteln, als ihn ein tiefer Blick aus den blauen Augen seiner Nachbarin auf den Platz bannte. Er hörte, wie sie von den anderen Damen mit "gnädige Frau" angeredet wurde. Dies machte ihm Muth, denn Haudegen war zu provinziell tugendhaft, um an eine Verführung der Unschuld zu denken.

Sie unterhielten sich leise — ein ganz harmloses Gespräch! Sie sprachen von der Kunstausstellung, von Gemälden. Die schöne Blondine bekannte, daß sie für Rubens schwärme. Rubens? Rubens? Da fiel dem Lieutenant ein, daß er selbst im Besitze eines alten kleinen Bildchens sei, welches von Kennern für einen Rubens gehalten werde. Wo er es habe? fragte sie eifrig. Es hängt in meinem Schlafzimmer, erwiderte er unbefangen. Ob sie es denn nicht sehen könne? Das werde sich leider kaum thun lassen, denn das Bild sei dermaßen an die Wand befestigt, daß man, ohne Furcht, es zu beschädigen, es kaum losnehmen könnte; aber vielleicht könnte die Gnädige in Begleitung ihres Herrn Gemahls . . .

"Nein, nein, der ist für die nächsten acht Tage dienstlich unabhkömmlich, und ich brenne darauf, es mindestens schon morgen zu sehen."

"Vielleicht in Begleitung der Kammerzofe . . ."

"Ja, das läßt sich schon machen. Aber dann muß ich mich Ihnen vorstellen: mein Mann ist der Rittmeister Horn, er steht beim . . ."

"Habe bereits im Klub die Ehre gehabt . . ."

"Desto besser. Also wann darf ich morgen kommen?"

"Mein Dienst ist um fünf Uhr Nachmittags beendet."

"Also dann könnte ich vielleicht um sechs — nein, dann diniren wir — um acht Uhr also — halt, mein Mann hält morgen um neun Uhr eine Rede im "Sittlichkeitsbund" — also um neun Uhr bin ich bei Ihnen . . ."

*

Andern Abends um neun Uhr besuchte den Lieutenant eine tiefverschleierte Dame, sie entpuppte sich als Frau Rittmeister Horn. Ihre Kammerzofe hatte sie in der Eile vergessen. Sofort gingen sie in das Schlafzimmer und vertieften sich in eine Betrachtung des Rubens'schen Bildes, welche über zwei Stunden dauerte. Dann fuhr die Blondine per Fiaker nach Hause, der Lieutenant ging in den Klub.

Der Rittmeister donnerte im Klub wieder einmal über die Zunahme der Unsittlichkeit unter den Ballettensen, wobei er den Lieutenant Haudegen mit feindlichen Blicken bombardirte. Als Dieser aber sagte: "Sie haben Recht, Rittmeister, die Ballettensen sind unsittlich, nur die Ehefrauen sind ehrbar, Sie haben mich befehrt," da sprang der Rittmeister auf und schüttelte dem Lieutenant leuchtenden Blickes die Hand.



Verschnappt.

Ein junges Ehepaar kommt in Folge eines Todesfalles in der Familie in Trauer.

- Es trifft sich schlimm, daß ich keine schwarzen Strumpfbänder habe, bemerkt die junge Frau ihrem Gatten.
- Du kannst auch farbige tragen.
- Ach, was werden unsere Freunde dazu sagen?

*

Fein.

Herr V. hat einen Gast zu Tische und will mit einer Flasche alten Weines großthun, die er aus dem Keller hat holen lassen.

- Die Flasche ist mindestens 15 Jahre alt, sagte er stolz.
- Sie ist ziemlich klein für ihr Alter, bemerkt der Gast.

*

Beim Rechts-Examen.

- Professor: Was ist ein Wechsel?
- Jurist: Ich weiß es nicht.
- Professor: Glücklicher Mensch!

*

Unsere Dienstboten.

- Johann, ich bin schneller angekleidet, als Sie!
- Natürlich, Herr Graf, da Sie einen Diener haben.

*

Cocotten.

Zwei dieser Dämchen stehen im Thiergarten vor dem Affenzwinger und betrachten eine Weile das Treiben eines Affenpärchens. Endlich meint die Eine philosophisch:

- Sie haben Alles was man braucht, nur kein Geld.

*

Fräulein Nelly vom Schwips-Theater wälzt sich auf dem Teppich, und stößt herzerreißende Klagen aus.

- Aber was fehlt Ihnen denn eigentlich? fragt sie einer ihrer Verehrer.
- Mir fehlen 10,000 fl. um Brennholz zu kaufen, jammert die Kleine.

*

Au.

- Was ist die Pflicht einer guten Ehegattin?
- Zahlreichen Kindern den Tag zu schenken und ihrem Gatten die Nacht.

Die Weihnachten des Gottlosen.

Von Nestor.

Mit achtunddreißig Jahren bildete Graf Rafael sich ein, in Sachen der Liebe vollständig blasirt zu sein. Er hatte das zweifelhafte Glück gehabt, mit zwanzig Jahren unabhängig, reich, ein schöner Mann und obendrein unter dem Zeichen der Astarte geboren zu sein, mit einem Temperament begabt, vermöge dessen er Dasjenige, was gewöhnlich als das Schwerste gilt, als die leichteste Herkules-Arbeit betrachtete. Er hat enorm viel geliebt, überall, in allen Gesellschaftskreisen und rühmt sich gern, ein Mann zu sein, der in Betreff der Frauen sich nicht täuscht und den die Frauen nicht täuschen. Hätte er nicht Geist genug gehabt, um sich nicht einer Lächerlichkeit auszusetzen, er hätte eingestanden, daß Don Juan sein Vorbild sei und hätte die anmaßende Behauptung hinzugefügt, daß er an Unempfindlichkeit und grausamem Stolze Jenen noch übertroffen habe. Er sagte oft, er könne sich nicht verlieben, weil sein Stolz sich nicht dazu verstehen könne, geprellt zu werden. Doch war er keineswegs ein Wüßling; ja, er verachtete die unflätigen Ausschweifungen, deren schamlose Schilderungen man in gewissen kleinen Büchlein findet, die zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt haben. Er legte einen Werth darauf, für galant, liebenswürdig, korrekt zu gelten, zugleich aber auch für unnahbar und gewappnet gegen alle Zärtlichkeiten, die er leugnete. Sein höchster Stolz war, niemals das Opfer einer Verführung zu werden, niemals an die Lügen der Liebe zu glauben.

Und doch war Graf Rafael keineswegs ein Materialist, blos für physische Schönheiten empfänglich. Im Gegentheil; ein Liebes-Abenteuer war ihm unerträglich, wenn er nicht eine Art Ideal, wie es ihm eigenthümlich war, in den Handel mengen konnte. Ueberließ ihm eine Frau ihren Körper, so war dies für ihn ohne allen Reiz, wenn sie ihm nicht zugleich eine Schamhaftigkeit, eine Pflicht, eine Illusion zum Opfer brachte. Von dem schwersten Uebel ereilt, welches in Liebesachen einen Mann treffen kann, das heißt allmählig unfähig geworden, die einfachen Freuden zu genießen, war er der Erniedrigung des Eudämonismus der Sinne nur entgangen, um dem Eudämonismus des Geistes zu verfallen. Er hatte verheirathete Frauen geliebt, indem er ein Vergnügen an den Gewissensbissen suchte, die sie bekundeten, indem sie sich ihm ergaben. Er hatte junge Mädchen, Bräute geliebt, die mit ihrer vergessenen Züchtigkeit seinen Stolz nährten. Und dennoch hatte er in Balde gefunden, daß dies eitle und lügenhafte Freuden wären. Die Gewissensbisse, das Widerstreben der Züchtigkeit hatten fast in allen diesen Abenteuern ihm nicht aufrichtig geschienen, Komödien armseliger Herzen, die sich selbst zu täuschen suchten. Nur ein oder zwei Mal hatte er den seltenen Genuß wirklicher Verzweiflung, aus der Tiefe kommender Reue kennen gelernt. Aber in diesem Falle hatte die Frau ihn verlassen, hatte sich zu Gott gewendet, um ihn nicht mehr zu kennen. In dem Kampfe mit dem Glauben war er stets unterlegen.

Ein Gedanke begann ihn zu quälen, ein Gedanke der Vergeltung und der Verderbtheit. Nachdem Frauen ihm entronnen waren, um in dem Glauben Zuflucht zu suchen, wird

er dem Glauben eine Frau zu entreißen trachten. Aus verlassenen Geliebten hatte er frommgläubige Frauen gemacht; er wird jetzt aus einer überzeugten Frommen eine Verliebte machen. Was hatten denn die verheiratheten Frauen für ihn gewagt? Die Achtung der Welt? Das ist wenig und oft genug riskirt man selbst diese nicht, wenn man nur ein wenig Geschicklichkeit besitzt. Es bleibt freilich noch der Gatte zu berücksichtigen. Allein der Gatte weiß nie etwas und es ist sogar zu fürchten, daß man schlecht bei ihm ankommt, wenn man ihm einen Wink gibt. Und was hatten die Jungfrauen dem Stolze des Grafen Rafael geboten? Was sie in einem Augenblicke der Ueberrumpelung dem kleinen Vetter geben, oder was sie in Ergebung einem Gatten überlassen, der ihnen fast ein Unbekanntes ist. Er wollte eine Frau, die sich ihm mit dem Bewußtsein hingeben würde, ihr Seelenheil dabei zu verlieren, für ihre Sünde niemals Vergeltung hoffen zu dürfen.

Mit solchen schönen Gedanken sich tragend reiste Graf Rafael im schönen Monat September nach der ewigen Stadt ab. „Hier, dachte er, werde ich vielleicht die fromme Frau finden, die ich suche; hier in seiner eigenen Weste, will ich den Glauben bekämpfen und besiegen.“ Kaum angekommen begann er die Kirchen zu besuchen. Diese römischen Kirchen dürfen nicht mit den unserigen verglichen werden. Sie sind groß, fahl, nicht voll mit Stühlen und Betschemeln; sie imponiren und ein heiliger Schauer erfaßt den Besucher zwischen diesen mächtigen Mauern, unter den hohen Wölbungen. Nur Graf Rafael in seiner Blasirtheit war für den Zauber dieser Größe nicht empfänglich. Ihn verfolgte sein Traum und in den gewaltigen Gotteshäusern suchte er nur das Weib zu entdecken, welches er hier zu finden hoffte.

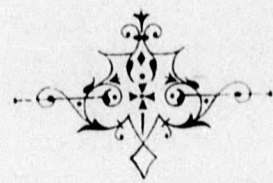
Eines Abends, zu jener in Rom hehren Stunde, wenn die Sonne zur Küste geht und die Glocken das Abendläuten vernehmen lassen, als sollte die ganze Erde mit einem Gebet zur Ruhe gehen, erblickte Graf Rafael eine sehr elegante und sehr einfache Frau, die sich vor einem Altar auf die Kniee geworfen hatte. Er nahm unfern von ihr Platz und sah unter dem halb zurückgeschlagenen Schleier ein Antlitz von vollkommener Schönheit. Nach langem Warten erhob sich die Frau; er that ein Gleiches, erreichte vor ihr die Thüre und blieb vor dem Weihfessel stehen. Als sie sich näherte, reichte er ihr das Weihwasser. Sie neigte zum Danke das schöne Haupt, lächelte ihm freundlich zu und bekreuzigte sich.

Am folgenden Tage fand er sie am nämlichen Orte und von da ab führte jeden Tag ein stillschweigendes Uebereinkommen sie hier zusammen. Endlich wagte er es, das Wort an sie zu richten. Es war eine Frau aus den besten Kreisen, von ungewöhnlicher Frömmigkeit. Die ersten Gespräche der beiden Liebenden betrafen die Schönheiten Rom's, die heiligen Dinge des Glaubens. In wunderbarer Heuchelei gab Graf Rafael sich als frommgläubigen Mann aus. Die Liebe verlieh ihm Begeisterung; das Weib gehörte ihm. Allein, er dürstete nach der Heiligthums-Schändung, nach dem Verderbniß der Seele, die er begehrte. Er beschloß, in der Weihnacht sich diesen außerlesenen Genuß zu bereiten.

Zusammen begaben sie sich zur Christmesse, in eine außerhalb der Stadt, am Beginne der römischen Campagna gelegene Kirche. In dem wenig bevölkerten, in den Dämmerchein

der Kerzen gehüllten Gotteshause ließen sie sich fern vom Altar, Seite an Seite nieder. Hier überhäufte Graf Rafael das Weib mit seinen glühendsten Liebesungen und er glaubte in ihren Augen die Thränen perlen zu sehen, mit welchen sie sein Seelenheil ihm opferte. Ohne ein Wort zu sprechen, schloß er sie an seine Brust und zog sie hinweg, nach seiner Wohnung. Von einem bösen Taumel ergriffen, wollte er, daß hier die Heiligthums-Schändung noch vollständiger sei. Das Weib lag auf den Knien und murmelte ein Gebet an die makellose Jungfrau, während Graf Rafael die letzten Hüllen von ihrem Leibe riß.

Es war die diabolische Weihnacht, die der Gottlose geträumt! Es war die trostige Herausforderung Don Juan's gegen die himmlische Gerechtigkeit! Es war die Verwirklichung des letzten Traumes des Blasirten! „Ach, theure Seele! Du gehörst wirklich mir! Du hast den Himmel verloren, um mein zu sein!“ stammelte er. Doch die Dame blieb ruhig und erwiderte lächelnd: „Was willst Du mit Alldem sagen, mein Freund? Mir war die ganze Geschichte gleichgiltig, denn ich bin Jüdin . . .“ — „Und die Kirche? und die Gebete? und die Bekreuzigungen?“ — „Du gefielst mir und ich sah, daß Dir dies Vergnügen mache. Merke Dir's, mein Freund: Wer mit uns Frauen in Liebesachen den Engel spielen will, ist ein Tropf; aber wer den Teufel spielen will, ist ein noch größerer Tropf! Laß uns soupiren, wie andere Menschenfinder!“ . . .



Vor der Thüre.

— Ein Beitrag zur Naturgeschichte des Ehestandes. —

Von Pompon.

Gestern Abend traf ich im Klub meinen Vetter Raimund. War's die Kälte, oder ein Verlust im Spiel, oder gar eine neue eifersüchtige Anwendung seiner Frau, meiner Base Bertha, genug dem: Raimund war in schlechter Laune und reichte mir in sehr zerstreuter Weise die Hand.

— Was ist denn los, Raimund? fragte ich ihn.

— Ach, mein Lieber, Bertha's Betragen ist zum Verzweifeln.

— Oh, ist's das! Ich dachte mir's gleich. Was hat sie denn wieder?

— Sie findet, ich hätte die ihr gebührende Rücksicht außer Acht gelassen.

— Oh, oh! ein gewisser Mangel an Respekt wird sonst von den Ehefrauen eher schmeichelhaft als verlegend gefunden.

— Ach, so ist es nicht gemeint. Die Majestäts-Verbrechen hat sie mir immer leicht verziehen, denn — mit Ausnahme der Schlafzimmer-Fragen — ist sie eine sehr gute Frau. Aber was das Kapitel der ehelichen Pflichten betrifft: da ist sie unerbittlich wie ein Gläubiger. Mit dem Ehevertrage habe ich einen Wechsel unterschrieben, den ich bei Fälligkeit einlösen muß.

— Jeden Abend? Alle Wetter! Empfange meine Komplimente, mein Freund!

— Better, wir sind so alte Kameraden, daß ich Dir wohl beichten darf. Nun denn: es mißfiel mir ganz und gar nicht, diese Wechsel zu bezahlen; denn Bertha ist reizend und ich glaube, diese Pünktlichkeit im Zahlen ist noch das beste Mittel, die Frauen tugendhaft zu erhalten.

Als ich gestern Abend aus der komischen Oper heimkam, ging ich geradenweges in mein Zimmer, um meine Nacht-Toilette zu machen. Ich war sehr gut bei Stimme und sang mein Lieblings-Couplet, — Du kennst es ja: die Romanze des Marquis aus den „Glocken von Corneville“ — während ich mein Nachthemd von blauer Seide mit eingewebten Pompadour-Sträußchen überwarf. (Unter uns gesagt: ich bin ganz unwiderstehlich in diesem Nachthemde.) Als dies geschehen war, berieselte ich mich mit Eau de Chipre und betrat den kleinen Korridor, der zu Bertha's Schlafzimmer führt. Dieser Korridor ist nicht lang, aber er hat die böse Eigenschaft, eisig kalt zu sein, wenn man aus einem warmen Zimmer heraustritt. Dies hat nicht viel zu bedeuten, wenn Bertha's Zimmertüre offen steht, wie es gewöhnlich der Fall ist. Aber gestern war sie geschlossen. Die Künstlerin war noch nicht bereit.

Vergebens schrie ich: „Auf die Bühne zum ersten Akt!“ — eine spöttische Stimme erwiderte mir: „Eine Minute Geduld, Herr Regisseur! Klopfen Sie nicht so stark!“

Ach, mein Freund, Du kennst die Minuten der Frauen! sie währen ein Jahrhundert. Und ich fühlte einen eisigen Luftzug, der mir in den Waden prickelte und die Zipfel des blau-seidenen Nachthemdes blähte. Meine Nase wurde blau, meine Wangen grün, meine Beine roth. Als bald begann ich fürchterlich zu niesen und schrie in meiner Verzweiflung:

— Der Regisseur kriegt einen scheußlichen Schnupfen!

Ein silberhelles Lachen war die Antwort; der Kiegel ward zurückgeschoben und ich konnte in das warme Nest eintreten, wo ich eine weiße Form unter die Decke schlüpfen sah.

Du kannst Dir leicht denken, daß ich unverzüglich ein Gleiches that. Ich suchte mich zu erwärmen; aber es wollte mir nicht gelingen. Ja, ich gestehe, daß ich unter der Decke zitterte, und Bertha neckte mich, indem sie ironisch ausrief:

— Wahrhaftig, es war nicht der Mühe werth, sich so zu beeilen! Herr Regisseur, ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie selbst zu spät auf der Bühne erscheinen werden. Vorwärts! auf die Bühne zum ersten Akt! Sie wollen nicht? Bitten Sie das Publikum um Nachsicht und lassen Sie den Vorhang fallen, das wird das Beste sein.

Ich weiß nicht, ob Du so bist wie ich, aber ich habe in einem solchen Falle die Späße immer sehr abgeschmackt gefunden und umso weniger am Plage, als sie nicht aufmunternd wirken, im Gegentheil. Da nahm ich denn eine würdige Miene an und zog mich mit der ganzen Majestät zurück, die ein Herr in blau-seidenem Nachthemde mit Pompadour-Sträußchen nur immer haben kann.

Es gibt da nichts zu lachen, mein lieber Better, denn die Lage ist ernst. Heute Morgens, beim Frühstück, nahm Bertha eine gewisse geringschätzigige Miene an und sprach nicht zu mir. Als ich ihr darüber sanfte Vorstellungen machte, sagte sie:

— Mein Gott, Jeder hat seine eigene Art stumm zu sein. Die meinige ist mir lieber, weil sie schicklicher ist.

Das ist die Lage. Du wirst zugeben, daß sie schlimm genug ist.

Der arme Raimund schien so tief betrübt, daß ich als guter Better, der ich bin, mich verpflichtet fühlte, ihm zu Hilfe zu kommen.

— Höre mich an, sagte ich. Wir haben jetzt die Zeit der langen Winterabende, an welchen man nach dem Diner sich's am Kamin behaglich macht und gemüthlich plaudert. Du solltest heute Abend Deiner Frau eine kleine Geschichte erzählen, die ich Deiner weisen Einsicht zur Verfügung stellen will.

— Laß Deine Geschichte hören, erwiderte Raimund, indem er sich in einem breiten Ledersessel bequem zurücklehnte.

Ich zündete eine Zigarrette an und begann folgendermaßen:

— Es war einmal im schönsten Lande der Welt eine Burgfrau, blond wie die Weizenähren. Nicht für ein Königreich vermöchte ich ihren Namen zu nennen. Der Teint einer Engländerin, infernalische Augen, welche die Natur in einer seltsamen Laune mit langen, schwarzen Wimpern besetzt hat, eine wunderbare Taille, schwächig und rund zugleich, lange, schlanke Finger, deren Berührung Einem eine Gänsehaut machen mußte; dazu ein feiner, betäubender Duft, der gleichsam einen berausenden Luftzug um sie her erregte. Mit einem Worte: ein gottvolles Geschöpf, für die Liebe geschaffen.

— Halt ein! bei Deiner Schilderung läuft mir das Wasser im Munde zusammen.

— Umso besser. — Diese Burgfrau war mildthätigen Herzens, aber nicht nach Art der Anderen. Sie hatte nur einen Armen, einen Armen ihrer Wahl, der sicher war, niemals an ihre Thüre zu klopfen, ohne ein liebreiches Almosen zu erhalten; und da unsere blonde Burgfrau — wie bereits erwähnt — barmherzig war, gestattete sie ihrem Armen oft genug, an ihrer Thüre zu erscheinen.

Eines Tages war es sehr kalt, fast so kalt, wie in den jüngsten Tagen. Unser Bettler, den es froh und der furchtbar Hunger litt, klopfte heftig an die Thüre der Herrin, deren Hilfe er erwartete. Ich weiß nicht, was die Burgfrau in jenem Augenblicke trieb, aber es wurde dem Armen nicht sogleich geöffnet; die Zugbrücke blieb aufgezo-gen. Der Arme stand geängstigt vor der Pforte und pochte immer stärker, immer zweifelster an dieselbe. Es war im Dezember; Schnee und Eis bedeckten die Erde; der Arme fiel nieder und als man ihm endlich die Thür öffnete, lag er wie todt da.

Der Bettler war nur ohnmächtig, aber der Schlag war fürchterlich gewesen und es währte lange, bis er sich erholte. Die Geschichte weiß indeß zu erzählen, daß die zarte Pflanze der Burgherrin ihn wieder zum Leben zu bringen vermochte.

Und als Moral der Geschichte magst Du der lieben Bertha Folgendes empfehlen:

„So jung und so schön eine Frau auch sei: sie darf niemals — besonders aber zur Winterzeit nicht — einen Hungrigen vor ihrer Thüre warten lassen.“



— Aber Josef, Sie machen ja heute horrende Preise!
 — Oh, gnädiger Herr Graf, das ist unsere Art, der Schönheit Ihrer Dame zu huldigen.

Windeswerben.

Aus dem Sanskrit nachgedichtet von Ludwig Goldoni.



Der Wind der kalten Jahreszeit,
 Das ist der Buhle der Schönen,
 Sie muß an den wilden Gesellen sich,
 An seine Liebkosung gewöhnen.

Verwirrend das duftige Lockenhaar,
 Läßt er die Augen sie schließen
 Und zupft gewaltsam an ihrem Gewand,
 Will alle Bartheit genießen.

Er läßt errieseln die weiße Haut
 Und preßt sich fest an sie:
 Die Lippen von Küßen erheben laut
 In monniger Melodie.

Amerikanisch.

Eine Weihnachtsgeschichte.

In Nizza war's, wo ich im verfloßenen Monat Oktober Miß Fanny Parker kennen gelernt habe, die fünf- undzwanzigjährige, blonde schöne Wittve des steinreichen Pöfelfleisch-Händlers William Parker. Mit ihrem fein geschnittenen Gesichte, ihren phantastischen Manieren und ihrem melodischen Gezwitscher hatte sie mich völlig bezaubert.

Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß dieser im Monat Oktober begonnene Roman jetzt, im Dezember, noch keine Lösung — wenn ich so sagen darf — gefunden hatte. Ich hatte nichts, oder fast nichts von ihr erlangt; aber ich war vollkommen glücklich und hatte in ihrem parfümirten kleinen Hôtel in der Kaiserstraße zwei köstliche Monate verlebt.

Indeß kann man für die Dauer sich nicht mit Hors d'oeuvres, mixedpickles und Caviar nähren. Es kommt ein Augenblick, wo der durch diese Appetit erregenden Sachen überreizte Magen zu knurren beginnt und eine substantiellere

Kost fordert. Ich war bis zur Raserei verliebt und die Saiten auf meiner Leier zum Bersten gespannt.

Es nahte das Weihnachtsfest; ich hielt die Gelegenheit für geeignet, um Mistreß Parker zu erinnern, es sei bei uns Sitte, bei dieser festlichen Gelegenheit kleine Geschenke zu machen, sogar jene kleinen Geschenke, welche . . . nicht die Freundschaft erhalten.

— Oh, ich weiß, sagte sie; es ist bei Ihnen Sitte, die Schuhe in den Kamin zu stellen, nicht wahr?

— Das gilt nur für die Kinder, theuerste Fanny; wenn aber die schönen Frauen uns beschenken wollen, so müssen nicht gerade die Schuhe dabei sein.

— Bei uns in Amerika, sagte sie, ersetzt man die Schuhe durch die Strümpfe; in den Strümpfen suchen Groß und Klein ihr Weihnachts-Geschenk.

— Wohl denn, Fanny; ich habe schwarze Seidenstrümpfe, deren ich mich zu bedienen pflege, wenn ich meinen rothen Ballfrack und die Kniehosen benütze. Diese Strümpfe will ich neben dem Kamin aufhängen.

— Die Idee ist nicht so übel, meinte Mistreß Parker.

Von seligen Hoffnungen erfüllt sandte ich am folgenden Tage der schönen Fanny ein glühendes Liebesgedicht. Am Abend sah ich sie wieder. Meine lyrischen Ergüsse schienen sie sehr gerührt zu haben.

— Sehr hübsch, was Sie mir zu Weihnacht geschrieben haben! Also, Sie lieben mich wirklich?

— Ja, Fanny, ich bete Sie an! Sie wissen es wohl; aber Sie scheinen mich zur Verzweiflung treiben zu wollen . . .

Sie schaute mich lächelnd an und dieses Lächeln zauberte zwei reizende Grübchen, wahre Liebesnester, auf ihre Wangen.

— Hängen Sie heute Ihre Strümpfe am Kamin auf, sprach sie; vielleicht bringt Ihnen das Christkind etwas, womit Sie zufrieden sein werden.

Ich sah den Himmel sich mir öffnen. Hat Mistreß Parker sich endlich rühren lassen? Werde ich, wenn ich Abends heimkomme, ein Billetchen finden, das mir ein Stelldichein gibt, ein wirkliches *Stelldichein*, wo man sich einzustellen entschlossen ist? oder vielleicht gar einen kleinen goldenen Schlüssel, der mir Zutritt gewähren wird zu dem kleinen, duftigen Hôtel in der Kaiserstraße und zu noch vielen anderen lieblichen Dingen, auf welchen meine Augen seit Wochen mit Wohlgefallen ruhten?

Kurz: ehe ich ausging, hängte ich meine schwarzen Seidenstrümpfe an dem Thürvorhang auf, nicht ohne dabei von einer abergläubigen Aufregung erfaßt zu sein. Was werden sie am Abend enthalten, wenn ich wiederkomme? Das Glück oder eine neuerliche Enttäuschung? Weiß man je, woran man ist mit diesen verrückten Töchtern Amerika's? Um mich zu zerstreuen, machte ich einen längeren Spaziergang über die Ringstraße, um die prächtigen und reichen Ausstellungen in den Schaufenstern zu besichtigen; allein nur mein Körper war dabei, mein Geist war abwesend, in meiner kleinen Erdgeschöß-Wohnung, wo meine schwarzseidenen Strümpfe schlaff und traurig neben dem Kamin hingen, in welchem ich ein tüchtiges Feuer hatte anzünden lassen.

Gegen Mitternacht kehrte ich hochklopfenden Herzens nach meinem Neste zurück. Bei dem Flackerscheine des Kaminfeuers sah ich meine Strümpfe, aber gefüllt mit einem Gegenstande,

der mir sehr voluminös schien. Was mochte das wohl sein? Vielleicht meine Briefe, die man mir zurückgesandt hat? vielleicht ein Scherz, wie man sie in England und Amerika zu „Christmas“ macht? In keinem Falle war es das erwartete Billet, noch der kleine goldene Schlüssel.

Ich näherte mich . . . und siehe! zu meiner großen Ueberraschung bewegten sich die schwarzen Seidenstrümpfe, als ich sie berührte, und als meine Hand höher suchte, fand sie alsbald oberhalb des Strumpfes eine samtweiche Haut, welche der Fenerschein rosig färbte, und endlich, hinter dem Thürvorhang sitzend, Mistreß Parker selbst, die hell auflachte; meine süße Fanny, die nichts Besseres zu erfinden gewußt hatte, als ihre zwei wunderbaren Beine in meine Seidenstrümpfe zu stecken.

— Nun? rief sie mir zu, — sind Sie mit Ihrem Weihnachts-Geschenk zufrieden?



Kleine Artigkeiten über Frauen und Liebe.

Von Germanicus.

Der Mann beherrscht nur so lange die Welt, als ihn kein Weib beherrscht.

*

Die Einbildung der Frauen ist grenzenlos. Selbst die Dümme hält sich noch für geschiedter, als der klügste Mann.

*

So lange die Mädchen jung sind, gehen sie der Liebe aus dem Wege; später suchen sie dieselbe auf allen Pfaden.

*

Kindern und Frauen verzeiht man jede Unart.

*

In der Liebe machen wir aus der Frau, was wir wollen; in der Ehe macht sie aus uns, was sie will.

*

Eine schöne Frau refüßirt selten ein Compliment, eine häßliche niemals.

*

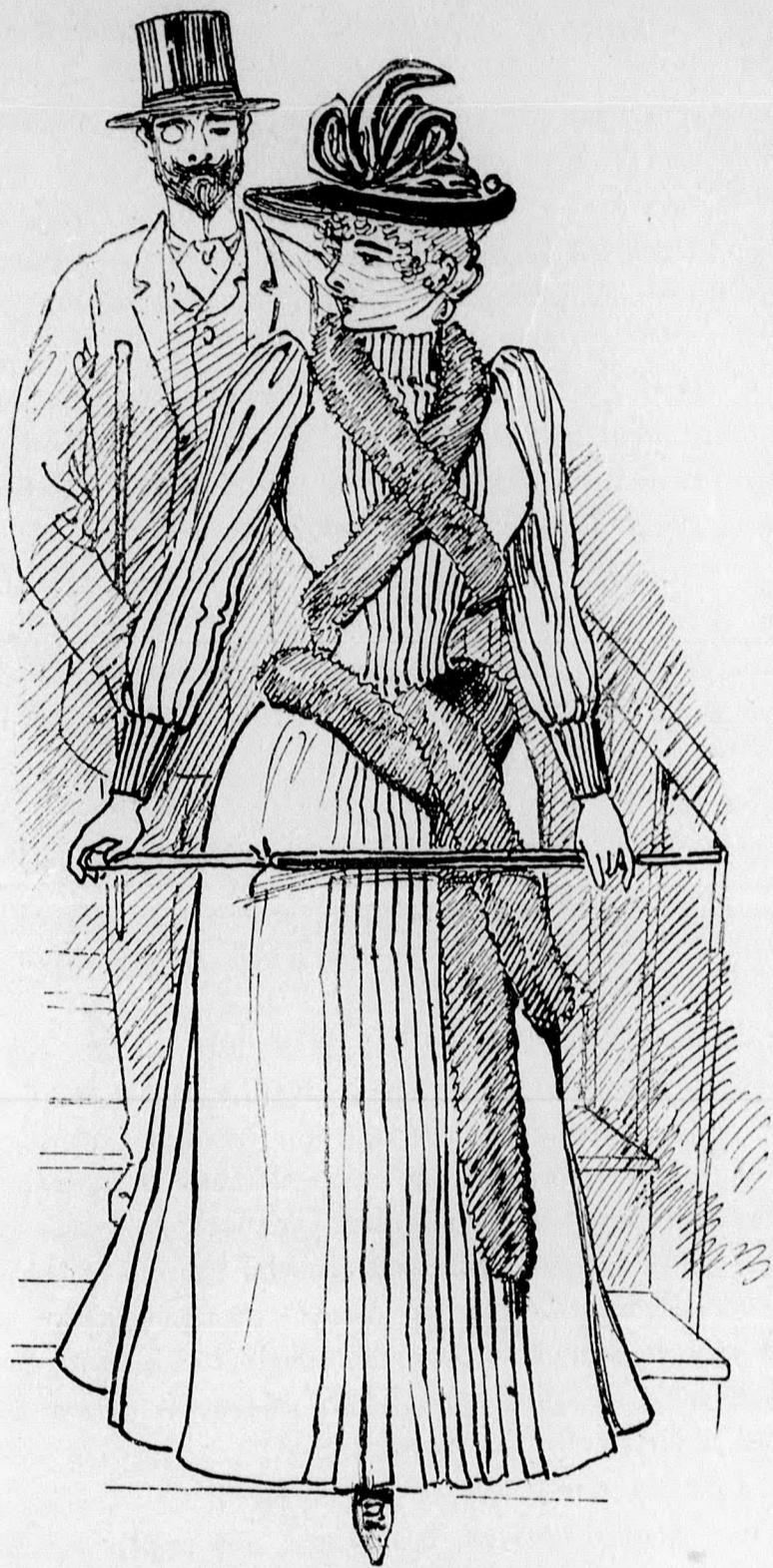
Die Frauen sollen sich ihres Lebens freuen und auch danach trachten, daß sich Andere desselben freuen.

*

Angenehm ist eigentlich den Frauen nur jenes Compliment, welches sich auf einen Vorzug bezieht, den sie am liebsten besitzen würden!

*

Wer an seiner Geliebten Fehler findet, der verliert gewöhnlich die Geliebte.



Die Verfolgte.

Von Armand Silvestre.

Im Winter und bei trockenem Wetter ist Paris eine wunderschöne Stadt.

Welche Pracht und Freude aller Orten, wenn der eisige Windhauch des Morgens einige Stunden Sonnenschein bringt. Lustig schallen die Tritte auf dem rasch getrockneten Asphalt. Die Schultern der Frauen zucken wollüstig unter dem sie bedeckenden Pelzwerk, das aufgestäubt ist wie das Gefieder der Sperlinge, die sich auf den Squares im lauen Sonnenlichte tummeln. Lustig lassen die Kutscher ihre Peitsche knallen und die Invaliden, welche in den öffentlichen Gärten die Aufsicht führen, blinzeln vergnügt nach der Rötze ihrer Nasenspitze.

Und wenn dann — schneller als sonst — der abendliche Schatten sich herabsenkt, in ein rosiges Linnen eingehüllt durch die in leichten Nebeldünsten niedergehende Sonne, flammen die Lichter einer zweifachen Sternenwelt auf: oben am Firmament, dessen dunkle Bläue sich jetzt scharf abhebt von den Dünsten, die über der Erde lagern, und unten in den Straßen,

wo das Gesimmer der Gasflammen einem riesigen Schwarme kleiner Sterne gleicht.

An einem solchen Abend — gegen sieben Uhr etwa — schritt sie mit fieberhafter Eile auf dem Boulevard dahin, von der Rue de la Paix nach der Madeleine-Kirche.

Mit zerstreuter Miene, ihren Schritt bald verlangsamend, bald wieder unmäßig beschleunigend ging sie ihres Weges, ohne einen Blick für die reich beleuchteten Kaufläden.

Sie ging spazieren. Ein Frauchen mit einem stolzen Gesichtchen und Zügen, die ohne gerade regelmäßig zu sein, doch ihre Harmonie oder besser: ihren Geschmack hatten; dazu eine elegante Gestalt, nicht ohne jene liebenswürdigen Rundungen, auf welchen die Blicke der Leute von gutem Geschmack so gern verweilen. Alles in Allem ein nettes Frauchen mit allem Anstande der besten Bürgerkreise.

An was dachte sie? Wohin ging sie? Ei, mein Herr Leser, Sie sind sehr neugierig; und wenn ich Ihnen vorschlagen wollte, Ihren weichen Fauteuil an der Kaminecke zu verlassen, um selbst zu erfahren, an was sie denkt und wohin sie geht, so würden Sie eine hübsche Grimasse schneiden. Nun wohl: Sie sollen es erfahren, ohne sich erst bemühen zu müssen. Sie dachte, daß ihr Mann ein Ungeheuer sei und sie wußte nicht, wohin sie ging.

Jawohl! nach kaum achtzehnmönatlicher Ehe hatte es einen Streit zwischen ihnen gegeben; er hatte ihr einen Schmuckgegenstand, den sie verlangt hatte, rundweg abgeschlagen. Der Herr Gemahl vergeudete gewiß sein Geld mit liederlichen Frauenzimmern! Er hatte sich sehr stark gegen diese Anschuldigung vertheidigt, folglich war sie wahr.

So vergalt er die Ehrbarkeit einer Frau, die ihm Alles gegeben hatte. Ja, das durfte sie sagen; sie hatte diesem Unglücklichen Alles geopfert, selbst die Gesellschaft ihrer eigenen Mutter, die übrigens stocktaub war und daher ihre Umgebung nicht viel belästigte.

Sie war wüthend weggegangen und schien entschlossen, zum Mittagstisch nicht heimzukehren. Man kann sich denken, welches Gesicht er machen wird, wenn er sich mit einem Huhn allein befinden wird, er, der diesen Braten nicht ausstehen kann und nur aus Höflichkeit davon ißt! Und dann ihre Rache, ha! die Wiedervergeltung! die Liebhaber, die sie finden wird! denn sie war sicher zu gefallen!

Und gleichsam um sich dessen noch mehr zu versichern, warf sie einen Seitenblick in einen jener Spiegel, welche die eleganten Schaufenster einsäumen. Bei dieser Gelegenheit konnte sie sich überzeugen, daß ein Herr ihr knapp auf dem Fuße folge.

*

Dies mißfiel ihr alsbald. Der Herr war zwar comme il faut gekleidet, aber er folgte ihr mit einer Beharrlichkeit, die an Zudringlichkeit streifte. Es schickt sich doch, sich die Frauen besser anzusehen, mit denen man es zu thun hat. Sie wird mit der Zeit gewiß Liebhaber nehmen, aber nicht von der Straße wird sie sich dieselben holen. Man sieht wohl auf den Straßen sehr elegante, sehr feine Herren; aber eine Dame aus der guten Gesellschaft wird doch nur einen Mann anhören, der ihr vorgestellt worden.

Aber, entschieden, der Herr wurde lästig! Hielt er sie etwa für Eine vom Trottoir? Wie wär's, wenn sie in knappen, würdigem Tone ihn ersuchen würde, seines Weges zu gehen?

Doch nein! in einem solchen Falle ist nichts gefährlicher, als zuerst das Gespräch zu beginnen. Es könnte ja leicht sein, daß er ein Mann von Geist ist und mit seinen Antworten sie zum Lachen bringt, dann wäre sie entwaffnet, um ihre Würde gebracht; und wie sollte die Sache dann enden?

In die Rue Royale einbiegend konnte sie ohne große Anstrengung sehen, daß auch er einbog. Ach, das war zu stark! Sie war jetzt entschlossen, in den erstbesten Miethwagen, den sie finden würde, einzusteigen, und blieb stehen, um den Kutschern zu winken. Es gab deren eine große Menge. Das schöne Wetter hatte viele Leute ins Freie gelockt und sie fuhren jetzt alle in derselben Richtung, aus dem Gehölze zurück. Es war eine endlose Wagenreihe, welche die Straße füllte, wie ein Fluß sein Bett füllt, so daß kein Fußgänger quer hinüber konnte. Die Kutscher nickten nur auf die ungeduldigen Winke der jungen Frau und fuhren weiter. Alle Wagen waren besetzt.

Ihr Verfolger war ebenfalls stehen geblieben; er stand neben ihr; es war an der Ecke der Rue Saint-Honoré und Rue Royale.

Auch er konnte nicht hinüber und dies war ihm ein ausgezeichnete Vorwand, hier ebenso lange zu verweilen, wie sie. Sie fühlte seinen Athem in ihrem Nacken, einen Athem, den allerdings eine feine Zigarre parfümirte.

Es prickelte sie in den Fingern, um ihn zu ohrfeigen.

*

Sie mußte einen Entschluß fassen. Sollte sie ihren Weg fortsetzen bis zur Vendôme-Säule, oder sollte sie links oder rechts abbiegen und rasch davon eilen, um nicht wieder in ein Wagenengewühl zu gerathen?

Ohne zu zögern folgte er der Furche, die sie zog, so daß er fast gleichzeitig mit ihr wieder auf demselben Bürgersteig anlangte. Und noch immer sprach er kein Wort, gestattete er sich nicht die geringste Unverschämtheit, die sie berechtigt haben würde, ihn dem erstbesten Polizisten zu überliefern.

Und wie, wenn dies kein Verliebter wäre, sondern ein Uebelthäter? Warum sollte er's nicht sein? Die Strolche sind allerdings gewöhnlich schlecht gekleidet, aber die Führer der Bande tragen oft sehr elegante Kleider. Warum sollten sie auch sparen? Sie erwerben ja das Geld so leicht!

Dieser Herr hatte beide Hände immer in den Taschen. Hier verbergen die Mörder ihr Dolchmesser oder ihren Revolver. Das Faubourg Saint-Honoré ist zu dieser Stunde fast menschenleer; sicherlich erwartet er sie da, um sie abzumurken. Sie mußte der Sache ein Ende machen! Sie wird Zuflucht suchen bei wem immer. Und sie stürzte in der That zum erstbesten offenen Hausthor hinein und lief, ohne erst den Pförtner zu fragen, die Treppe hinan.

Der Herr hinter ihr that genau dasselbe.

*

Da verlor sie völlig den Kopf, hielt im ersten Stockwerk an, zog heftig die Klingel. Der Diener, der die Thüre öffnete, hatte keine Zeit, sie nach ihrem Namen zu fragen; sie schoß wie ein Pfeil durch das Vorzimmer.

Doch als sie sich umwandte, um sich zu vergewissern, daß sie vor den Anschlägen ihres Henkers endlich geschützt sei, sah sie mit Entsetzen, wie derselbe seinen Ueberrock ablegte und dem galonnirten Diener übergab.

Sürwahr, das war zu viel Kühnheit! Wüthend öffnete sie eine zweite Thüre und befand sich nun in einem kleinen, sehr fein eingerichteten Salon, wo eine Dame, in einem geschmackvollen Deshabillé, am Fenster sitzend las.

Die Dame blickte auf und in dem Augenblicke, da die Verfolgte flehend die Hände erhob und sich anschickte, sie um eine Zuflucht zu bitten, trat der Verfolger mit der einfachsten und natürlichsten Miene ein.

— Liebe Freundin, sprach er in einem Tone, welcher sofort den Mann von Welt verrieth, zu der Dame im geschmackvollen Deshabillé, — liebe Freundin, sei so gut, mich der Dame vorzustellen.

— Mein Mann, Madame! sprach die Hausfrau mit einer höflichen Verneigung.

Und das war richtig. Der Zufall hatte wollen, daß die Verfolgte genau denselben Weg gegangen war, wie dieser Herr, der zu seiner Familie heimkehrte. Aus purer Höflichkeit war er hinter ihr stehen geblieben, als die lange Wagenreihe sie gezwungen hatte, stehen zu bleiben, und als sie wieder ihren Weg fortsetzen konnte, hatte auch er seine Schritte beschleunigt, weil er sich vom Mittagessen schon ein wenig verspätet hatte und weil er einen tüchtigen Hunger verspürte. Derselbe Zufall endlich hatte in seiner wunderlichsten Fügung sie in das Haus dieses wohlherzogenen Weltmannes geführt.

Das Herz der Frauen ist unergründlich. Die verirrte Spaziergängerin entschuldigte sich artig und erzählte ihr sogenanntes Abenteuer, welches sie für immer von den Abenteuern heilte.

Sie eilte nach Hause und kam daselbst mit einer so kleinen Verspätung an, daß ihr Gatte, ein Mann von Geist, ihr deshalb keinen Vorwurf machte, umsoweniger, als sie sogleich mit einem Kusse von ihm Besitz nahm.

Schließlich bleibt ein Gatte doch der beste Begleiter durch das Leben.

Alles falsch.

Falsche Locken, falsche Bähne,
Falsche Wangen, falsches Herz
Gib es stets und allerwärts;
Doch Eins hab' ich noch nicht gewußt:
Jetzt tragen Weiber ihr falsches Herz
Auch noch unter einer — falschen Brust . . .

E. F. K.

Positivismus.

Von Th. de Banville.

I.

Als Frau Jeanne Richopin, nachdem der Kammerdiener sie angekündigt hatte, in das Arbeits-Kabinet des Abgeordneten Nestor Plazolles eintrat, erwies sich dieser, obgleich er aus dem heißesten Süden stammte, zur Genüge als Pariser, um der reizenden Besucherin nicht zu sagen: „Madame, welchem Umstande verdanke ich das Vergnügen?“ Im Gegentheil; mit dem räthselhaften Lächeln eines Mannes, der da ahnt, daß man die Erwirkung eines Tabak-Debits von ihm verlangen werde, wartete er still und respektvoll, wie es seine Pflicht war.

— Lieber Herr, begann Madame Richopin, ich will ohne Umschweife zur Sache kommen. Wie Sie wissen, bin ich die beste Freundin von Ernestine Paget. Obwohl Mutter von zwei Kindern, ist sie doch erst 19 Jahre alt. Ich aber zähle deren volle 25 und bin Wittve; daher bin ich genöthigt das Leben zu kennen und sie gegen alle Fährlichkeiten desselben zu schützen. Ich komme daher zu Ihnen, um die „Maschinerie“ zu besichtigen und — wie man in der Oper sagt — einer Deforationsprobe beizuwohnen. Zeigen Sie mir vor Allem das auffindbare Versteck und die geheime Treppe.

— Aber, Madame, es gibt hier dergleichen nicht, sagte Plazolles treuherzig.

— Ei, erwiderte Madame Richopin, Sie mißbrauchen meine Leichtgläubigkeit; es ist unmöglich, daß Sie an diese wesentlichen Dinge nicht gedacht hätten. Ernestine ist schön wie ein Engel; sie hat ein geistreiches, ergögliches Näschen, nachdenkliche und doch frohe Augen, Kirschlippen, Ohrfläppchen von eleganter Muschelform, seidenweiches Haar, das ohne jede Künsterei, wie in einem Gemälde von Watteau, aufgesteckt ist, dazu die schlankte Figur und elegante Haltung einer Prinzessin, die in eine Hirtin verwandelt worden. Alle Welt hat dies bemerkt, Sie aber in einer ganz besonderen und ganz persönlichen Weise.

— Ich gestehe, daß ich eine respektvolle Anbetung für die Schönheit Ihrer Freundin empfinde, sagte Plazolles.

— Sie führen Ernestine in die Fensternischen, sagen ihr da sinnverwirrende Sachen und schauen sie mit flammenden Augen an. Nun denn, mein Herr: wenn ein Hungeriger ein schön braun gebratenes und appetitlich servirtes Huhn betrachtet, so geschieht es sicherlich nicht, um den saftigen Braten — einrahmen zu lassen. Und darum komme ich Sie zu bitten, daß Sie mir die geheime Treppe zeigen und das Versteck, beide unsichtbar nicht bloß für einen Baumeister, sondern auch für einen Professionsdieb. Und wenn wir schon dabei sind, zeigen Sie mir auch die Kostümen- und Perrücken-Sammlung, welche sicherlich so angelegt sind, daß man sich augenblicklich verkleiden kann. Denn Aldies wird unerlässlich sein, wenn Ernestine Paget zum ersten Male hieher kommen wird.

II.

— Aber, Madame! rief Plazolles, — es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie niemals hieher kommen wird.

Meine Beziehungen zu ihr sind die der zartesten und lautersten Freundschaft.

— Parifari! Wenn zwei Reisende den Zug besteigen, um nach Marseille zu reisen, so werden sie nach dem natürlichen Laufe der Dinge dort anlangen, ehe 24 Stunden verstrichen sind. Jawohl, wenn ich es nicht zu hindern suche, — was ich sicher thun werde — wird Ernestine zu Ihnen kommen und ich sehe sie schon, wie sie vor diesem Spiegel ihr schönes Haar ordnet.

— Dazu wäre vor Allem nothwendig, daß ich das außerordentliche Glück hätte, ihr zu gefallen, sagte Plazolles.

— Sie werden ihr nur zu sehr gefallen, erwiderte Madame Richopin; denn Sie tischen ihr bereits alle Gemeinplätze der Liebe auf, gewürzt durch die allgemein gebräuchlichen Saucen. Und wie soll der Gatte, Edmund Paget, den Kampf mit Ihnen aufnehmen? Er ist jünger als Sie, gewiß schöner als Sie und — gestatten Sie mir das Geständniß — auch geistreicher als Sie. Er liebt seine Frau, ist ihr treu mit Leib und Seele, küßt sie andächtig wie das tägliche Brod, so oft er mit ihr eine Minute allein ist, und zeugt Kinder mit ihr, wie es seine Pflicht und sein Glück ist. Allein, er ist ein viel beschäftigter Advokat, der seine Akten studirt und vor den Gerichten seine Klienten vertritt. Er arbeitet vom Morgen bis zum Abend wie ein Steinschläger, um seiner Frau Roben, seinen Kindern Höschen und für die ganze Familie das Essen zu beschaffen.

Sie hingegen betreiben das Metier eines Abgeordneten. Sie haben nichts zu thun, als eine fortschrittliche Politik zu fördern und das Budget ins Gleichgewicht zu bringen. Daher bleibt Ihnen Zeit genug, um sensationelle Kravaten auszusuchen, tragische Westen zu kombiniren, mit einem Worte: sich Ihrer Rolle eines ersten Liebhabers zu widmen.

Hier unterbrach er die Sprecherin.

— Aber die Liebe ist doch im Leben einer jungen Frau nicht nothwendiger Weise ein Unglück! . . . sagte er.

III.

— Sagen Sie Alles, fiel ihm Frau Richopin ins Wort. Sie haben eine große Frechheit auf den Lippen; sprechen Sie sie aus. Oder besser: ich will sie statt Ihrer aussprechen. Es beliebt Ihnen zu glauben, daß ich selbst zu jener Zeit, da ich noch nicht Wittve war, nicht immer tadellos gewesen. Nun denn, erfahren Sie es: nichts berechtigt Sie zu einer solchen Annahme. Aber nehmen wir einmal an, daß sie begründet wäre, denn ich will Ihnen Ihr Spiel erleichtern. Nun wohl, Herr Abgeordneter: was könnten Sie daraus schließen? Ich bin ein feschtes, resches Weib, mit Schnabel und Krallen tüchtig ausgerüstet, voll Klugheit und Bosheit, sehr wohl im Stande, alle Männer zu foppen und zu händigen, von Adam bis zum Fürsten Bismarck; aber Aldies hindert mich nicht — trotz Ihrer wenig schmeichelhaften Meinung — eine ehrbare Frau zu sein.

Meine arme, kleine Freundin hingegen ist noch unschuldig wie eine Gans und einfältig wie eine Pflie. Sie wird hieher kommen und da sie hier — wie Sie selbst gestehen — weder Kostüme und Perrücken finden wird, um sich zu ver-

kleiden, noch Verstecke oder geheime Treppen, um sich zu verbergen oder zu fliehen . . .

— Nun? fragte Plazolles.

— So wird Folgendes geschehen. Man wird klopfen und da Sie nicht öffnen, wird man die Thüre einbrechen. Dann stürmen in Ihr Zimmer der Gatte, der Polizei-Kommissär und das übliche Gefolge desselben, der Schlosser, der Hausmeister, zwei Zeugen. Mitten unter diesen Leuten stehen Sie, entkleidet, mit wirrem Haar, verlacht, beschämt, beschimpft, kurz: eine traurige Figur. Doch Sie sind dann nicht die Hauptperson, sondern die arme Ernestine, die halbtodt vor Schreck und Scham auf einem Sessel sitzt und mit zitternden Händen ihre Strümpfe anzuziehen versucht . . . Doch Sie lächeln schlau und ich errathe Ihre Gedanken. Sie sagen sich, man müsse ja seine Geliebte nicht gerade in seinem Heim empfangen. In der That, Sie könnten auch die Schmutzigkeit begehen, Ernestine auf den Möbeln ihres Gatten zu umarmen oder in einem Absteig-Quartir, das auf die Stunde vermiethet wird . . .

— Oh, Madame! unterbrach sie Plazolles erregt.

IV.

— Gut, gut, ich will die Scene nicht weiter ausmalen und komme nun zur Abwicklung. Es gibt heutzutage so viele Zeitungen, daß Ihre Frau alsbald von Ihrem flotten Lebenswandel Kenntniß erlangen wird. Denn Sie haben sicherlich eine Gattin, eine gute, liebe Frau, die werth ist, einen weniger flatterhaften Mann zu haben, als Sie sind, und haben sicherlich auch zwei kleine Plazolles, die noch nicht an Politik denken. Diese fröhliche Gruppe haben Sie hübsch in Ihrer südlichen Heimath zurückgelassen, wo Ihre Frau sich mit guten Werken die Zeit zu vertreiben sucht und dabei zu Tode langweilt. Was soll nun in Folge Ihrer tollen Streiche aus Madame Plazolles werden?

— Ei, Madame, Sie sind zu pessimistisch! Es kommt alle Tage vor, daß man in eine verheirathete Frau verliebt ist und es geschieht doch nichts.

— In der That: es wird nichts geschehen, als was geschehen muß. Wenn man reich ist wie Rothschild und findig wie Mephisto, kann man so Manches zuwege bringen auf Erden. Aber Ihr Politiker seht oft genug vor lauter Bäumen den Wald nicht und vergeßt vor lauter Staats-Deconomie der eigenen Deconomie. Ich nehme an, die Ehescheidung wird ausgesprochen werden. Da Sie sich in der Falle haben fangen lassen, werden Sie Ihre schöne Mitschuldige nicht heirathen dürfen, überdies werden Sie Ihrer Frau ihr Heirathsgut zurückstellen müssen. Dann stehen Sie vor dem schwarzen Glend und sind nicht im Stande, Ihre Geliebte zu ernähren, es wäre denn, daß Sie Unterricht im praktischen Parlamentarismus geben wollen, eine Kunst, die immer mehr an Werth verliert.

— Aber, endlich, Madame: was verlangen Sie von mir für Ihre Freundin?

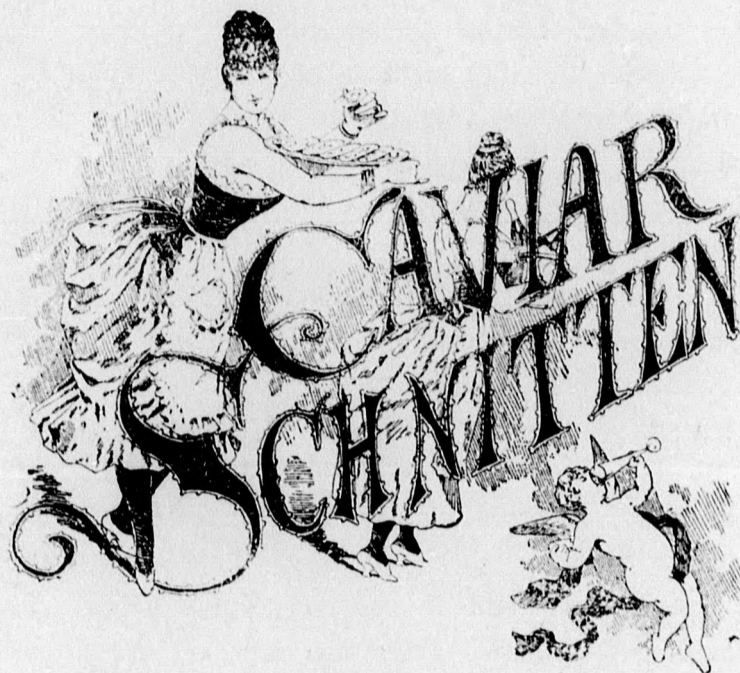
— Daß Sie sie in Ruhe lassen!

— Nun denn, sagte Plazolles, indem er sich Madame Richopin näherte, — da Sie meine schönsten Hoffnungen zu nichte machen, werden Sie mir wohl erlauben . . .

— Was denn? fragte Madame Richopin sehr trocken und mit einem eisigen Blicke.

— Daß ich Ihnen die Hand küsse.

— Weder die Hand, noch etwas Anderes, entgegnete die schöne Pariserin, indem sie sich zum Aufbruch erhob. In der Galanterie, wie im Heere, ist die Stellvertretung unstatthaft. Die Liebe ist ein Aufruf, bei welchem Jedermann persönlich erscheinen muß, auf eigene Rechnung und Gefahr!



Nur!

— Aber Cousine, wie können Sie denn nur den Baron Matschig heirathen, er ist doch ein langweiliger, geistloser und obendrein noch häßlicher Mensch.

— Aber ich heirathe ihn ja — nur!

I. P.

*

Eheleben.

Herr Maier und sein Freund, Herr Müller, kommen zusammen nach Hause und überraschen Madame Maier in sträflicher Konversation — mit einem Dritten. Da ruft Herr Müller entrüstet:

— Ah, Das ist nicht schlecht! Wer wird da eigentlich betrogen? . . .

*

Unter Cocotten.

Fifine erzählt Titine:

— Kurz, meine Liebste, nach dem Theater gingen wir in ein Restaurant soupiren und beim Dessert war ich dermaßen benebelt, daß ich ihm meinen Arm . . . oder mein Bein . . . ich weiß nicht mehr, welches von den Dreien zeigte.

*

Unsere Leute.

Der junge Mardochai ist so glücklich, die Gunst einer Dame zu gewinnen. In aufwallender Begeisterung sagte sie dem Israeliten neulich:

— Ja, ich liebe Dich; ich will mich Dir geben, wie ich bin! . . .

— Mitsammt de Juwelen? fragt der junge Hebräer.

*

Von der Straße.

Ein Herr, der auf der Straße steht, wird von einer Trottoirdame angesprochen, die ihm allerlei Dinge zuflüstert und immer zudringlicher wird. Endlich wird der Herr ungeduldig und ruft:

— Lassen Sie mich zufrieden! Ich warte auf einen Fiaker und nicht auf einen Omnibus.

Küchenlatein.

Humoreske aus dem Professorenleben. Von Teutonicus.

Bonissime amice! Iam satis habeo, litteris pulchris suprajacere, ergo me traho in terram retour!

Mit wachsendem Ingrimm hatte Dr. Vormann diese lateinische Expectoration gelesen. Das war nicht mehr Dummheit und Unbeholfenheit, sondern blutiger Hohn auf Cicero und Tacitus, die illustren Vertreter des goldenen und silbernen Zeitalters der Latinität.

Lieber Regenwürmer essen und Tinte schlucken, als ein solches Leben weiterführen! resolvirte der ergrimnte Gelehrte. Wie ganz anders hatte er sich den Beruf des Gymnasiallehrers vorgestellt; mit einem großangelegten Erzieherprogramm war er vor die Schulbänke getreten und heute schon, nach drei Monaten seiner lehrämtlichen Thätigkeit, war davon nichts mehr übrig geblieben, als elende Trümmer, weil er mit den Flegeljahren der ihm anvertrauten Jugend nicht gerechnet hatte.

Der Fall aber, der ihm jetzt vorlag, überstieg alle Grenzen; er war ein **Non plus ultra** und mußte, wenn nicht die ganze Schuldisziplin heillosen Schaden erleiden sollte, aufs strengste behandelt werden.

Dr. Vormann nahm sich vor, unter seine Quartaner zu treten und fürchterlich Musterung zu halten. Vor Allem wollte er aber den Spiegelberg kennen lernen, dessen verwegene Latinität ihn soeben ergrimmt hatte. Dr. Vormann hatte den Quartanern folgenden Satz vom Deutschen ins Lateinische zu übertragen gegeben: „Beste Freund! Schon habe ich es satt, den schönen Wissenschaften zu obliegen, deshalb ziehe ich mich aufs Land zurück.“

Wer mochte nun der Schlüssel sein, die Geduld des lauteingewaltigen Doktors in solchem Maße herauszufordern?

Langsam, als bebe er selbst davor zurück, den Namen des Verbrechers kennen zu lernen, wendete er die Blätter des Aufgabensheftes um. Auf dem blanken Schildchen des sauberen Heftes stand Schwarz auf Weiß: **Adolf Müller**.

Adolf Müller, murmelte Dr. Vormann überrascht, das ist für mich eine imaginäre Größe. Er holte seinen Katalog hervor, studierte Namen für Namen, aber keiner hatte auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem deutlich und kalligraphisch ausgestatteten Namen des Unglückseligen, der so herausfordernd ihm entgegenschimmerte. Wohl gab es Meyer und Schmied, Brunner und Glaser, Metzger und Richter, aber keinen Müller, weder einen einfachen, noch einen Doppelmüller, weder einen Ober- noch einen Untermüller. Das Ding fing an mysteriös zu werden. Dr. Vormann zählte die Hefte ab — es waren ihrer 34. Da aber die Quarta nur 33 Schüler umfaßte, so war offenbar ein Superplus vorhanden, über dessen Zustandekommen sich der Chef der Quarta vergeblich den Kopf zerbrach.

Unmuthig sprang er endlich von dem Sorgenstuhl, wo er über Didactica nachzusinnen pflegte, auf und machte sich an die Toilette. Es war ein herrlicher Morgen über das kleine Städtchen aufgegangen. Die Sonne sandte ihre verlockendsten Strahlen durch das grünunspinnene Fenster in das Gemach des jungen Gymnasiallehrers und er beschloß, die verdrießlichen

Correcturen zu unterbrechen und seine junge, von Idealen geschwellte Brust im Morgenthau zu baden. Er bürstete sich den schwarzen Vollbart, der sein männlich-ernstes Gesicht umrahmte, zurecht, kämmtete sich das Haar in wirksame Fältelungen, warf noch einen prüfenden Blick in den großen Wandspiegel und verließ das Zimmer.

Das heißt, er war eben im Begriffe es zu verlassen, als das Fatum einen dicken Strich zog durch die geplante Morgenpromenade des trefflichen Lehrers für Latein und Griechisch in Quarta und für deutsche Sprache in Sexta und Octava. Ungefüge Tritte polterten die steile Treppe herauf, die zu dem Zimmer des Dr. Vormann führte. Diesem turnerischen Experimente folgte sodann ein zweimaliges, dumpfes Pochen an die Zimmerthür, so hart und plump, als stamme es vom Nachwächter oder Kaminfeger.

Herr—rein! rief Dr. Vormann mit dem sonorigsten Baß.

Die Thüre öffnete sich sperrangelweit und auf der Schwelle erschien der Philostratus des Gymnasiums, **Peter Schwammerling**. Manches Jahrzehnt hatte er seines einflußreichen Amtes als Pedell gewaltet, weshalb er jungen Lehrern gegenüber gerne einen vertraulichen Ton anzuschlagen pflegte. Das that er in diesem Falle zwar vorerst nicht, sondern schob sich mit einem gedehnten Seufzer die sorglich vernickelte Brille von dem breiten Nasenrücken und fuhr um das blaucarrirte Schnupftuch in die Tasche, damit er die Brille wieder in den ordnungsgemäßen Stand bringe.

„Lieber Doktor, der Herr Regierungsrath lassen bitten von 9—10 Uhr in Quarta für den erkrankten Professor Hänfling zu suppliciren,“ schnarrte die Stimme, die sich mühsam aus Schwammerlings Kropfe losrang.

„Ich bin nicht Sein lieber Doktor,“ entgegnete Vormann zürnend, „merke er sich das ein für allemal; im Uebrigen werde ich kommen.“

Schwammerling war consternirt und nahe daran, sich eines der letzten grauen Haarbüschel auszuraufen, die in schütterem Kranze ihm den kahlen Scheitel umstanden. So etwas war ihm noch nie passiert. Er warf dem jungen Doktor einen wüthenden Blick zu, und trollte ohne das übliche „Servus“ davon.

Dem Regierungsrathe, der nahezu gleich lang mit Schwammerling an der Spitze des Gymnasiums stand, und dessen pädagogische und menschliche Sorgen letzterer getreulich zu theilen und mitzuberathen pflegte, eröffnete er, daß die Ankunft des Dr. Vormann unmittelbar bevorstehe, die Laune desselben aber Alles zu wünschen übrig lasse. Der Regierungsrath zuckte die Achseln und sein feistes, von zahlreichen Wimmerlein heimge suchtes Antlitz zu einem freundlich sein sollenden Lächeln zwingend, meinte er: „Ja, für uns Alte ist es Zeit, daß wir uns den Gnadenstoß geben lassen, die junge Weisheit wächst uns schon über den Kopf.“

Schwammerling fing zu knurren an; ruck- und stoßweise ward nun die ganze Passionsgeschichte, die sich auf Dr. Vormanns „Bude“ zugetragen, dem leutseligen Herrn Regierungsrath zur Kenntnis gebracht, als plötzlich aus dem Nebengemache ein helles Lachen ertönte, das ungleich silberner war als Schwammerling's verjährtes und übertragenes Verdienst-

kreuz und viel unwiderstehlicher als das collegiale Servus, mit dem Peter Cerberus andere „Schulmänner“ zu regalieren pflegte. Die Thüre flog auf und auf der Schwelle erschien die anmuthige Besitzerin eines Gürtels und Schleiers, die aber noch nicht zerrissen waren. Noch immer schwebte das fröhlichste Lachen auf ihren Rosen-Lippen und Ditto-Wangen. Für den ersten Moment hätte man die liebreizende Erscheinung für das Mädchen aus der Fremde halten können, wiewohl sie weder Blumen noch Früchte in den weißen, weichen Händchen trug. Nicht so jedoch dachte Regierungsrath Huber, der sie sofort als sein munteres, resolutes Töchterchen agnoscierte, das er weiland zwischen dem zweiten und dritten Akte von Sophokles Antigone, natürlich nicht auf der Bühne, sondern in seinem stillen, lauschigen Studierzimmer gezeugt hatte. Er zog die Stirne bei ihrem zwerchfellerschütterten Anblick in obligat krause Falten und war damit nur instinktiv dem Beispiel seines Intimus gefolgt, der vollends die Fassung und Amtsruhe verlor, als die muntere Regierungsräthin in nuce kräftig in die Hände patzend vor ihm sich hinpflanzte mit dem unchristlichen Rufe: „Recht geschah Ihnen, Sie alter Brummbar! und tausendmal Recht! mögen Sie noch so wüthende Blicke hinter Ihrer rostigen Nickelbrille gegen mich in Bewegung setzen!“

„So, so, ja, ja! fauchte vor Wuth bebend der alte Bedell. Fräulein Hedwig nimmt Partei für den geschmeidigen Herrn Doctor — ah, nun versteh' ich, warum man mich zu einer That aufforderte, die meine Ehre und Reputation gefährden konnte.“

„Sie altes Weib!“ rief ihm die minnigliche Maid nun ihrerseits zornsprühend zu.

An weiteren Expectationen hinderte sie das Dazwischentreten ihres Erzeugers, der die ganze hochdramatische Scene mit seinem unverhohlenen Erstaunen begleitet hatte. Er winkte dem Bedell mit gebieterischer Energie zu, an seinen Abzug zu denken, und ließ ihm dadurch nicht einmal zur Erwägung Zeit, ob es angesichts so complicirter Verhältnisse nicht am vernünftigsten wäre, seine Entlassung anzubieten. Schwammerling trollte sich, nicht ohne dabei etwas in seinen graumelierten Bart zu murmeln, von dem man aber schwer zu unterscheiden vermochte, ob es ein stilles Gebet oder eine Serie von Flüchen war.

Nachdem sich hinter dem grimmigen Cerberus die Thüre geschlossen hatte, setzte sich der Regierungsrath mit aller Würde in seinen patriarchalischen Sorgenstuhl, um die Beichte seines ebenso schönen als kühnen Töchterleins anzuhören. Dieselbe war eben erst ad rem gediehen, als sich eilige Schritte auf dem Korridor hören ließen, die offenkundig nach der Kanzlei des Regierungsrathes gravitirten. Hoch erröthend entfloß Fräulein Hedwig ins Nebengemach, um neuerlich und diesmal zur freiwilligen Theilnehmerin der Dinge zu werden, die sich nunmehr entwickeln sollten. Auf das gedehnte „Herein!“ des Herrn Regierungsrathes trat Dr. Vormann mit eleganter Haltung und artigem Gruße über die geheiligte Schwelle der Amtskanzlei. Ohne natürlich im Mindesten der Schwammerling-Episode zu gedenken, begnügte er sich, den merkwürdigen Disziplinarfall, der sich in der Quarta ergeben hatte, dem würdigen Direktor

vorzutragen und die Wohlmeinung seines Amtschefs einzuholen, wie das Mysterium, das denselben umgab, zu lichten sei. Der Regierungsrath, der ein ebenso klassisch gebildeter als wohlüberlegender Mann war, ließ eine Kunstpause eintreten, die noch dadurch verlängert wurde, daß er in die Tasche nach der Dose fuhr, die in den schwierigsten Fällen und namentlich in absentia Schwammerlings seine Egeria war. Nachdem er ihr mit den feisten Fingern eine Doppelportion entnommen und diese mit dem üblichen Ceremoniel in seiner breiten Nase bestattet hatte, räusperte er sich überlegen und that endlich im Style von Goethe's Herrmann und Dorothea bedeutend den Mund auf. Sofort begann er auch zu resolutioniren, der Herr Doctor möge in der fraglichen Angelegenheit keine weiteren Schritte unternehmen und vorderhand eine erfrischende Promenade durchführen, denn für die Supplirung werde er anderweitig Sorge tragen. Im Uebrigen würde es ihn freuen, bemerkte der Gymnasialgewaltige, seine Miene zum hellsten Sonnenschein zwingend, wenn der Doctor heute Mittag sein Gast sein wollte. Vielleicht ließe sich dann bei gemüthlicher und ruhiger Ueberlegung das Richtige in dieser heißen Sache finden. Dabei reichte er dem jungen Lehrer die gewichtige Rechte, in welche Jener, der sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte, die seine legte. Dr. Vormann bezugte nicht ohne Stammeln seinen tiefgefühlten Dank für die ihm zugedachte Ehre, der er sich natürlich nicht entzog und verließ unter ehrfürchtigen Büdingen die Kanzlei. Noch bevor er die Thüre recht geschlossen hatte, öffnete sich die des Nebenzimmers und glückstrahlend flog ein hold erröthendes Mädchen in die Arme des gerührten Vaters.

Das Mittagessen beim Regierungsrath Huber währte diesmal ziemlich lange; kein Wunder, da zwei weiterschweifige Angelegenheiten dabei zur Klärung gelangten, nämlich die Ausforschung des muthwilligen Latinisten, der sich als dem genus femininum angehörig entpuppte, und die Verlobung des Dr. Adolf Vormann mit Fräulein Hedwig Huber.

Der Regierungsrath wollte seine Kinder in seiner Nähe haben und da Schwiegervater und Schwiegerohn unmöglich an einer und derselben Anstalt wirken konnten, ließ sich Ersterer, um einer Ex offo-Versezung des Letztern vorzubeugen, den blauen Bogen einhändigen. Schwammerling traute aber dem neuen Chef und den neuen Dingen nicht und zog es deshalb vor freiwillig zu gehen. Die muntere Frau Hedwig bekam in der Ehe so viel zu schaffen, daß sie das Latein, das sie als Mädchen in aller Eile zusammengerafft hatte, bald völlig vergaß.

Wenn sie aber Mann und Kinder in den verschiedenen Hallen der Wissenschaft, denen sie täglich zusteuern, festgehalten weiß, dann holt sie wohl noch das ehrwürdige Lateinheft, das sie als Familienkleinod sorgfältig aufbewahrt hat, hervor und es umschwebt ein glückliches Lächeln die noch immer schönen, schalkhaften Züge ihres Antlitzes.



Neue Erscheinungen
aus dem Verlage von G. Grimm in Budapest,
durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allerlei Erheiterndes. Von Armand Silvestre.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Armand Silvestre, die im „Caviar“ nicht erscheinen werden.

Drollige Einfälle. Von Armand Silvestre.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Armand Silvestre, die im „Caviar“ nicht erscheinen werden.

Wenn Amor lacht. Von Satanello.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält nur neue Erzählungen von Satanello (Josef Märkus), die im „Caviar“ nicht erscheinen werden.

Intime Scenen. Von Catulle Mendès.

Mit Illustrationen. Preis 1 fl. 50 kr. = 2 Mark 50 Pf.

☛ Dieser Band enthält bereits in den ersten zwei Jahrgängen des „Caviar“ erschienene Skizzen und Erzählungen des berühmten Autors mit neuen Zeichnungen von G. Sieben in Wien.

Unter uns.

Neue Erzählungen von Armand Silvestre.
Preis 90 kr. ö. W. = 1 Mark 50 Pf.

Mutter Erde.
(La terre.)

Roman von **Émile Zola.**

— Zweite Auflage. —

Preis 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark.

Geschichten im Barockstyl

von Guy de Maupassant.

Preis 90 kr. ö. W. = 1 Mark 50 Pf.

Witz, Humor, Satyre.

Ein heiteres Lexikon von **Jean qui rit.**

2 starke Bände elegant gebunden.

Preis 5 fl. ö. W. = 10 Mark.

Caviar-Kalender pro 1891. Von **Jean qui rit.**
Preis 1 fl. ö. W. = 2 Mark.

Mit vorliegendem Heft (18) ist der V. Jahrgang des „Caviar“ beendet.

Bestellungen auf den VI. Jahrgang (1891) beliebe man sofort zu machen.



G. Steber f.

BUDAPEST

VERLAG
C. GRIMM